F. O. germ. 1902 7/12 Hesekiel

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

29084.

Der Capitain der Königin.

Zweiter Band.

Im Verlage von

Otto Janke in Berlin

sind ferner folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Becker, August, Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abthl. à 2 Bände.
Erste Abthl.: Der Maler. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
Zweite Abthl.: Der Kabbalist. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
Dritte Abthl.: Der Erbgraf. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Becker, August, Verfehmt. Roman aus der Gegenwart. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 15 Sgr.

Becker, August, Hedwig. Roman aus dem Wasgau. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Becker, August, Aus Stadt und Dorf. Zwei Erzählungen. Geh. 20 Sgr.
Inhalt: Todt und lebendig. Eine Erzählung aus der Cholerazeit.
Zigeunerstoffele. Eine Adventsgeschichte.

Becker, August, Der Karfunkel. Roman. 8°. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Brachvogel, A. E., Der deutsche Michael. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Byr, Robert, Mit eherner Stirn. Roman. 4 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Byr, Robert, Sphinx. Roman. 3 Bde. 8°. Geh. 4 Thlr.

Byr, Robert, Zwischen zwei Nationen. Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Brook, A., Das Schloß in den Ardennen. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Galen, Philipp, Jane, die Jüdin. Roman. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.

Galen, Philipp, Das Irrlicht von Argentières. Roman. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.

Galen, Ph., Walram Forst, der Demagoge. Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr.

Giese, Marie, Es ist bestimmt in Gottes Rath. Erzählung. Geh. 1 Thlr.

Giese, Marie, Die Frau Meisterin und ihr Sohn. 8°. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Giese, Marie, Der kleine Probst. Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Guseck, Bernd von, Im Herzen von Deutschland. Hist. Erzählung. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Guseck, Bernd von, Nicht auf immer. Historische Erzählung. 2 Bde. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Guseck, Bernd v., Der Welfenlegionair. Hist. Erzählung. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der

Capitain der Königin.

Roman in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1872.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweites Buch.

Vandemont und Valois.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Capitel.

Von einem Königsschlosse in Frankreich und was sich daselbst begeben.

Wie ein sanft bewegtes grüngoldenes Meer lag der wilde Bieriawald, das uralte Jagd-Revier der fränkischen und französischen Könige, am leuchtenden Sommermorgen um das ganz italienisch anlächelnde Schloß, in welches Franz I. das rauhe Castell Philipps des Schönen durch Primaticcio's Kunst hatte umwandeln lassen.

Fontaine de belle-eau, Fontainebleau, das Schloß an der Schönwasser-Quelle mitten im wilden Wald, einer der schönsten Flecke französischer Erde. — Der Wald, jungfräulich, fast noch erinnernd an der rauhen Väter Zeit, die hier in ritterlicher Jagdlust schwelgten; im Schloß aber mahnt kaum der Name des Burghofs noch an eine Geschichte vor Franz I.;

das Schloß gehört einer verfeinerten, kunstsinnigen, üppigen Gesellschaft, in welcher, wie Brantôme bedeutungsvoll bemerkt, der Hof nicht mehr da war, wo die Könige, sondern da, wo sich die Damen aufhielten.

In diesem Schlosse war es, wo König Jacob V. Stuart von Schottland die Prinzessin Magdalena, Tochter Franz I., im Bade, in der Grotte des Tannengartens, belauschte und sie dann zur Gemahlin nahm. Die lebenslustige französische Königstochter soll in Schottland vor Langeweile gestorben sein, nachdem sie es nicht länger als sechs Monate dort ausgehalten. Hier gab Franz I. dem Kaiser Karl V. die glänzenden Feste und doch hätte er wahrscheinlich den Todfeind hier gefangen festgehalten, wenn der Kaiser es nicht verstanden hätte, eine schöne Dame, die Herzogin von Etampes, durch Galanterie und Freigiebigkeit für sich zu gewinnen. Fontainebleau hatte die prunkvollen Feste zur Taufe Franz II. und zur Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit Philipp II. von Spanien gesehen, aber auch die furchtbar ernsthafte Versammlung der Notabeln vom Jahre 1560, welche Catharina berief, um an den Hugenotten eine Stütze gegen die übermächtigen lothringischen Prinzen,

die Guisen, zu gewinnen. Und vier Jahre später empfing dieselbe Catharina hier die Gesandten des Kaisers, des Königs von Spanien und anderer Mächte, welche sie vermahnen sollten des tridentinischen Concils harte Beschlüsse auszuführen, das heißt, die Hugenotten gänzlich zu unterdrücken; die Gesandtschaft war umsonst gekommen, Catharina gab ausweichende Antworten und ließ die Schwadron der Sirenen, ihre hundertfünfzig schönen Hoffräulein, vor den Herren Gesandten so eifrig manövriren, daß die Concil und Hugenotten über solche Schönheitsfülle vergaßen.

Die Könige vom Stamme Valois waren den Hugenotten gar nicht feindselig gesinnt, ja, Marguerite, des ersten Franz Schwester, war sogar ihre entschiedene Gönnerin; weder Franz I. noch Heinrich II. waren fanatische Katholiken; sie erließen zwar harte Edicte, aber sie thaten gar nichts und die Reformirten breiteten sich mächtig aus. Es war in diesen Valesen ein gewisses heidnisches Element, das man auch in mehreren großen Häusern Italien's verfolgen kann, das Wiederaufleben der Kunst, die geliebte Renaissance, steht offenbar damit in Verbindung.

Auch die Königin Catharina sah wie die Valesen

in den Hugenotten immer nur eine politische, bald gegnerische, bald hilfreiche Partei; sie brach den Chambres Ardentes, welche auch nur die Guisen ihrem Sohn Franz II. abzwangen, die Macht, und wenn man ihr die blutigen Gräuel der Bartholomäus-Nacht mit Grund zum Vorwurf macht, so haben wir es auch hier mit einer rein politischen Maaßregel zu thun, nicht mit einem Ausbruch von katholischem Fanatismus. Es kamen in jener furchtbaren Hochzeitnacht auch viele, sehr viele eifrig katholische Männer, als Feinde des Königthums, um's Leben. Auch Catharina's andre Söhne, Carl IX. und Heinrich III., waren keine katholischen Fanatiker, denn der eine liebte den berühmten Protestantenführer Admiral Coligny wie einen Vater, der andere aber seinen Schwager Heinrich von Bourbon, der sein Nachfolger wurde, wie einen Bruder. Leider blieb der neunte Carl, der von Natur eine edle Seele hatte, von der dämonischen Mutter beherrscht, ein siecher, trübsinniger Knabe bis zum Tode, während der dritte Heinrich, hochbegabt, eigener Thorheit und Lasterhaftigkeit ebenso wie der Affenliebe und der Herrschgier der Mutter ein Opfer wurde.

Aber es war doch ein gewaltiges Weib, diese Catharina von Medicis, des kleinen Herzogs Lorenzo von Urbino schöne Tochter. Als sie des zweiten Heinrich Weib wurde durch ihres Vaters reichen Schatz, war der Kronerbe von Frankreich so zu sagen gekauft für ihr Ehebett, fand die fünfzehnjährige Dauphine, trotz ihrer Schönheit und ihres Geistes nur Abneigung in Frankreich. Die Kaufmannstochter von Florenz galt selbst bei dem gemeinen Volk, so dominirte damals noch die fränkische Adelskaste den gallischen Unterthanen, dem Dauphin als Gemahlin nicht ziemlich. Aber mit ihren fünfzehn Jahren machte sich Catharina muthig an's Werk, erst gewann sie durch ihre Kunstsinnigkeit, durch ihren Geschmack ihren Schwiegervater Franz I. und dessen Geliebte die Herzogin von Etampes; nach und nach aber die Großen des Hofes, den Adel und auch das Volk, durch Pracht, Freundlichkeit und einzelne sociale Einrichtungen, welche dem französischen Geist zusagten. Nach zwölf Jahren hatte sie endlich auch den störrischen Gemahl durch Nachsicht und Nachgeben überwunden, nach dreizehn Jahren gebar sie den ersten Sohn und dann rasch jene blühende Nachkommenschaft, aus der drei

Könige, drei Brüder, auf dem Lilienthron saßen. Franz I. hatte den Ritterschlag auf dem Schlachtfelde von dem letzten Ritter Frankreichs, dem sans peur et sans reproche, dem Peter du Terrail-Bayard empfangen, sein Sohn Heinrich II. fiel als der letzte Turnier-Ritter in den Schranken, durch einen Lanzensplitter zum Tode getroffen. Jetzt hieß die wahre Königin von Frankreich Catharina, wenngleich auch ihre Söhne einer nach dem andern auf dem Throne saßen. Aber diese gewaltige Frau sollte ihrer Herrschaft nicht froh werden — vielleicht wäre sie in anderer Zeit eine gesegnete und geliebte Herrscherin geworden, sie hat nach verschiedenen Seiten hin gezeigt, daß sie auch Gutes mächtig wollte und kräftig konnte, aber in jener Zeit rang der moderne Staat sich in einem Riesenkampfe los aus den letzten Fesseln der feudalen Vergangenheit und die Kirchenerneuerung hatte diesem Kampfe ein Element beigefügt, das sich in Frankreich vielfach als ein dem Königthum überhaupt feindliches, als ein republikanisches, kundgab.

Mußte nun Catharina dagegen für das Königthum eintreten, so hatte sie auf der andern Seite wieder das mächtige Haus Lothringen gegen sich,

welches, von Kaiser Karl dem Großen stammend, bald versteckter, bald offener Ansprüche auf die französische Krone erhob, und daraus ergab sich denn eine Lage, wie sie kaum verwickelter gedacht werden kann.

Vernichtete sie die Hugenotten, so waren die Lothringer die Herren und ihre Söhne wurden gemordet oder in's Kloster geschickt, vernichtete sie die Lothringer, so war sie in der Hand der Hugenotten. Die Guisen, Liguisten, wie sie nachher hießen, waren oft nahe daran, die Valois, die nicht scharf genug gegen die Hugenotten auftraten, vom Thron zu stoßen und einen Guise zu erheben; die Hugenotten dagegen leisteten dem schwachen Königthum der Valesen oft genug Beistand aus Furcht vor einem starken Königthum der Lothringer.

Catharina's Politik ging nun dahin, die Hugenotten gegen die Lothringer zu balanciren, die eine Partei durch die andere in Schach zu halten, so lange bis sie um den Thron eine Macht gebildet, eine dritte Partei, stark genug, die beiden andern zu unterdrücken und den Königsthron sturmfrei hinzustellen.

Die Lösung solcher Riesen-Aufgabe ging über

die Kräfte dieser Frau, aber sie ging doch kühn daran und hat die Lösung vorbereitet, die nicht einmal Heinrich IV. ganz zu vollenden vermochte, was erst Richelieu gelang. Die Parteien in fortwährendem Schaukeln gegen einander auf und ab steigen zu lassen, das hat diese mächtige Königin vermocht, das Königthum stand dabei oft hart am Untergang, eine starke dritte Partei um den Thron zu bilden, ist ihr nie gelungen.

Die Art aber, in welcher die Königin dieses furchtbare Spiel spielte, die ist es, die ihr ein Verdammungsurtheil zugezogen hat, das freilich erklärlich und begreiflich, aber doch nicht ganz gerecht ist.

Die ungeheure Entsittlichung der Gemüther, welche Catharina über Frankreich gebracht hat, war eine Folge ihrer frauenhaften Politik, welche keine Möglichkeit fand, den Thron für ihre Kinder, die Herrschaft für sich und vielleicht auch das französische Königthum für die Zukunft zu retten, wenn sie nicht auf das böse Element, das ihre Zeit beherrschte, speculirte. Dieses schlimme Element aber war jene heroische Liederlichkeit eines thatkräftigen, ehrgeizigen Adels, jene blutige Leidenschaftlichkeit und jene sitten=

lose Galanterie, in denen sich das untergehende Ritterthum, oft fratzenhaft verzerrt, aber immer noch von einem gleißenden Schimmer der alten Romantik umflogen, noch einmal zeigte.

Diese furchtbare Medizäerin mit all ihren Lastern und Sünden, mit ihrem blutigen Fuß, ihrer entsetzlichen Heuchelei, sie mag zu Gift oder Dolch greifen, die Flammen gewaltiger Leidenschaften lodern in ihr, sie steht immer mitten in ihrer Zeit, und sie steht da groß und herrschend. Alle die Gestalten, die sich um sie erheben, als Freunde oder Feinde, sind nicht besser als sie, sondern nur kleiner.

Den Gemahl und zwei Söhne, drei Könige, hat sie nun schon in die Gruft zu Saint Denys geleitet, auf dem Throne sitzt jetzt ihr Lieblingssohn, der dritte Heinrich, der letzte Valois, wie fast alle letzten Sprossen großer Geschlechter mit einem melancholischen Zuge; schön und begabt, wie alle Valesen, aber liederlich und gewissenlos wie seine Zeit. Die Mutter kämpft für diesen Sohn, obgleich er kaum noch Nachkommenschaft zu hoffen hat, denn er ist mit der schönen Louise von Vaudemont über fünf Jahre vermählt, und Ausschweifungen aller Art

haben den noch jungen Mann entnervt; für wen aber kämpft denn diese über sechszig Jahre alte Königin? Ihr Haus, ihre Nachkommenschaft lischt aus, sie hat keinen Enkel. Sie hofft vielleicht jetzt noch auf einen solchen, mag sein? aber sie würde weiter ringen und streiten auch ohne diese Hoffnung, sie führt diesen Riesenkampf weiter für die Erhaltung des französischen Königthums, auch wenn der Erbe dieser Krone der ihr verhaßte Heinrich von Bearn sein sollte.

Soeben hatte sie wieder, den Sohn vor der Uebermacht des Herzogs von Guise zu retten, der immer offener seine Gier nach der Krone verräth, einen neuen Frieden, den von Flex vermittelt, der den Hugenotten noch auf weitere sechs Jahre eine ziemliche Religionsfreiheit und den Besitz ihrer Sicherheitsplätze verbürgte. Sie bot nun alle Mittel auf, um während dieses Friedens die königliche Gewalt zu stärken, sie unterhandelte nach allen Seiten hin und leitete die verschiedenartigsten Intriguen zu gleicher Zeit und mit gleicher Feinheit.

Seit etlichen Tagen hatte die Königin-Mutter ihr Hoflager in Fontainebleau aufgeschlagen und

wenn es dort auch nicht so geräuschvoll zuging, wie in den glänzenden Tagen, da König Franz mit 12,000 Pferden dort einzog, so war das Hoflager doch prachtvoll und belebt genug, denn einige fünfzig schöne Damen zogen immer einen funkelnden Schweif von mehr als hundert Cavalieren, diese aber ein riesiges Gefolge von Dienerschaft hinter sich her. Dazu kam noch eine starke Escorte von leichten Reitern, ohne welche damals keine Reise unternommen werden konnte, außer den Leibwachten oder Gardecompagnien, welche die Königin-Mutter hielt.

Die herrlichste Sommermorgensonne vergoldete nicht nur im frischen grünen Bieriawalde die leise sich neigenden Wipfel der alten Bäume, sondern auch die zahllosen stumpfen und spitzen Thürmchen, Aufsätze, Dachreiter und Schornsteine des Fontainebleau-Schlosses; die Fenster funkelten und die Säulen von Marmor spiegelten, die rauschenden Fontainen spielten mit den Sonnenstrahlen, die niederplätschernden Cascaden in den Höfen blendeten durch die bunte Fülle der Lichter und die Orangenbäume schwängerten die Luft mit ihren kräftigen Düften.

Obgleich sich im Fontainenhof eine zahlreiche

Dienerschaft versammelt hatte, herrschte doch jene ungezwungene Stille im Schlosse, die sich stets zeigt, wenn die Erwartung auftritt. Und so war es hier, denn eine Stunde zuvor etwa war ein Cavalier vom Königlichen Haushalt angekommen und gleich darauf hatte die gesammte Dienerschaft Befehl erhalten, sich in ihrem besten Putz bereit zu halten. Man glaubte, der König werde kommen und wurde in diesem Glauben noch bestärkt, weil kein Befehl erging, die Königlichen Gemächer in Bereitschaft zu setzen, denn Jedermann wußte, daß Heinrich III. eine merkwürdige Abneigung gegen das Schloß hegte, welches sein Vater und sein Großvater so sehr geliebt. Die Königin Catharine theilte diese Abneigung nicht, obgleich sie hier einst die tiefsten Demüthigungen durch die unverwüstliche Schönheit der Diane von Poitiers erlitten, welche, fast fünfzig Jahre alt, noch König Heinrich II. bezauberte.

Vom Stallhof herein schlenderte behaglich, als sei er der alleinige Herr hier, ein junger Kriegsmann, den langen Degen bequem unter dem linken Arm haltend; über dem kurzen Reitrock von Scharlachtuch trug er einen leichten schwarzen Har-

nisch und auf dem dicken Kopf einen ebenfalls schwarz angelaufenen Eisenhut oder Halbhelm, dessen Kamm mit einer vergoldeten Lilie besetzt war. Neben diesem jungen Kriegsmann aber ging ein sehr schöner silbergrauer Hund von auffallender Größe sehr würdevoll einher.

An der großen Fontaine blieben die Beiden stehen und sahen eine Weile dem Spiele der aufrauschenden und niederplätschernden Wasserstrahlen zu; der schöne Hund mit seinen klugen Augen sah wirklich aus, als ob er sich was dabei denke, wenn er auch nicht grade bedauern mochte, daß Benvenuto Cellini die Monumentalstatue nicht zu Stande gebracht, mit welcher Franz I. diese Fontaine zieren gewollt; dem Reiter aber sah man sehr wohl an, daß er sich gar nichts dachte, so ausdruckslos stierten seine weit vorstehenden blauen Augen in's Wasser.

In dieser Stellung wurde der Behagliche von dem Dienertroß, der sich im Fontainenhofe, am Eingang des Saales der Leibwächter, gesammelt hatte, bemerkt. Man fragte sich, wer der Kerl sein könne, denn der eigentlichen Schloßdienerschaft war er völlig unbekannt.

„Es ist der deutsche Christ mit seinem schönen Hunde!" entgegnete ein Diener aus dem Gefolge der Königin-Mutter, denn er trug die drei goldenen Lilien auf dem blauen Oberärmel seines gelben Wammses gestickt.

„Und wer ist der deutsche Christ?" fragten die Schloßdiener.

„Ein dickköpfiger, dummer Kerl, der dem deutschen Baron von Klützow dient, dem Capitain-Lieutenant der Leibwachten der jungen Königin!"

„Dumm ist der Christ gar nicht," bemerkte ein anderer Diener der Königin-Mutter, „man bekommt aber nichts aus ihm heraus, der Capitain-Lieutenant aber ist ein Teufelskerl, mein Sohn steht bei den Leibwachten!"

Wir sehen, daß unser Freund in den zwei Jahren, welche er jetzt Seiner Königlichen Würde in Frankreich dient, vom Capitain zum Capitain-Lieutenant zurück avancirt ist, aber er konnte doch zufrieden sein, denn sein Capitain war der vornehmste Edelmann in Frankreich, König Heinrich III. in eigner Person, der aus Galanterie sich selbst zum Capitain der Leibwachten seiner Gemahlin ernannt

hatte. Für ihn führte unser Castelluz die zweihundert schwarzen Harnischreiter mit der goldenen Lilie am Eisenhut und er hatte sie gut geführt, schon viermal in offenem Gefecht, dreimal gegen die Liguisten und einmal auch gegen die Hugenotten. Undankbar ist der König auch nicht gewesen, denn der Castelluz ist ein wirklicher Baron, mit einer Baronie Namens Charconne in Nivernois geworden; er hat diese Baronie zwar noch nicht gesehen, auch keine Einkünfte davon genossen, aber die offenen Königlichen Briefe und Besitzurkunden hat er in seinem Kasten.

In dem deutschen Christ haben wir gewiß den getreuen Christian erkannt, sowie mit Vergnügen die Bekanntschaft mit dem silbernen Graumann erneuert; die Beiden haben sich in den zwei Jahren nicht geändert, sie sehen im Fontainenhofe zu Fontainebleau grade so aus, wie auf der Bleichen in Straßburg.

Von dem Pavillon der Uhr erklingt die zehnte Stunde und mit dem zehnten Schlage richtet sich Christian straff auf, zieht den Schwertgurt fest, so daß das Korbgefäß seines Degens hart vor der Schulter steht und kommt dann klirrenden Schrittes

rasch über den Hof auf die Gruppe der Diener vor dem Gardesaal zu.

Einige grüßen und fragen, ob der König allein komme, oder mit der Königin.

Die Grüße erwidert Christian kaum, die Fragen gar nicht, und als er den schon erwähnten ältern Diener sieht, sagt er grinsend: „Euer Denys ist dabei, alter Thürhorcher, Eure väterliche Liebe kann sich da glänzend zeigen, denn der liebe Sohn ist ganz auf dem Trockenen."

Unter dem lauten Gelächter der Diener trat Christian in die weite Halle, wo die Leibwachten der Königin-Mutter ihn mit schallendem Zuruf begrüßten; die Mehrzahl derselben war deutscher Nation. Flüchtig grüßend ging er zum Quartiermeister, der die Wache hatte, flüsterte dem das Passirwort in's Ohr, antwortete auf keine Frage und folgte einem Soldaten, der ihn auf einen Wink des Quartiermeisters führte. Durch einen finstern Gang und ein kleines Nebenpförtchen traten die beiden Soldaten und Graumann in den merkwürdigen Burghof, der ringsum mit Arcaden, Säulengängen umgeben war; hier war es schattig und kühl.

Die Drei kümmerten sich wenig um die prächtigen Bauwerke, welche diesen beinahe ovalen Hof, der deshalb auch der Hof des Ovals genannt wurde, umgaben: die Gallerie Franz I., ihr gegenüber die Gallerie Heinrichs II. und die herrliche Kapelle des heiligen Saturnin. Hier sah man den Salamander und das gekrönte F. das Zeichen des Königs Franz, dort den Halbmond und die Initialen von Heinrich II. und seiner Diane.

Endlich zeigte der Führer dem Christian eine schön verzierte Thür und kehrte um, der aber pochte ziemlich dreist an, reichte dem öffnenden Diener zutraulich die Hand und trat mit Graumann ein in die dämmernde Halle.

„Habt Ihr einen Trunk, Gevatter?" fragte er hastig, „ich bin wie ausgedörrt!"

Der Gevatter, der ein langes, violettes Mantelkleid trug und ein spitzbübisch pfiffiges Gesicht hatte, brachte einen großen Zinnkrug und einen kleinen silbernen Becher zum Vorschein, Christian wies den Becher verächtlich von sich, nahm den Krug vor den Mund und that einen tiefen Zug.

„Nehmt Euch in Acht, Gevatter!" warnte der

Violette, „das ist nicht von Eurem dünnen Steigbügelgetränk, es ist Burgunder!“

Christian trank noch einmal tapfer, dann setzte er den Krug, wenigstens um die Hälfte leichter, nieder und fragte mit breitem Anlachen: „Wißt Ihr, Gevatter, was für ein Unterschied zwischen uns Beiden ist?“

Forschend sah ihm der Gefragte in's Gesicht.

„Ihr wißt's natürlich nicht, was wißt Ihr überhaupt?“ höhnte Christian übermüthig, „ich will's Euch sagen, Ihr seht gewaltig pfiffig aus und seid ziemlich einfältig, ich sehe ziemlich einfältig aus und bin ziemlich pfiffig, da habt Ihr den ganzen Unterschied!“

„Gevatter, Ihr seid grob, glaube ich!“ rief der Gevatter.

„Ich will Euch den Glauben nicht nehmen,“ versicherte Christian gleichmüthig, „jetzt sagt mir aber, ob Ihr die alte Närrin herbeirufen wollt, oder muß ich mit Euch zu ihr gehen, denn ich habe einen Brief an die Frau Gräfin!“

„Und von wem ist der Brief, wenn man fragen darf?“ forschte der Diener listig.

„Ungeheurer Schafskopf!“ schrie Christian auf deutsch, dann setzte er wieder französisch hinzu: „wirk-

lich, Gevatter, Ihr dauert mich, von wem kann ich denn wohl Briefe an Eure gnädige Gräfin bringen? Meint Ihr, daß die Königliche Würde in Frankreich mich zu seinem Boten wählt? oder meint Ihr, daß ich Jedermanns Briefbote bin?"

„Ah! wahrscheinlich ist der Brief von dem deutschen Baron!" meinte der Violette sehr pfiffig und ging hinaus.

Während der kurzen Abwesenheit des Gevatters hatte Christian den Zinnkrug rein ausgetrunken und einige Worte mit dem Graumann gewechselt.

„Die Frau Gräfin will selbst mit Euch reden," sagte der Violette zurückkehrend, „kommt, die Frau Gräfin ist schon im großen Putz, sie trägt das dunkelgelbe Kleid mit den vielen Perlen."

Das Dunkelgelbe und die Perlen schienen dem deutschen Reiter wenig Achtung einzuflößen, er nahm seinen Eisenhut ab und stieg hinter dem Gevatter her eine schmale Treppe hinauf. Sie gingen durch mehrere hohe, prächtig gemalte Zimmer, in denen man aber mehr Statuen, Consolen, Untersätze und Schalen von Marmor sah, als Gegenstände, die zur Bequemlichkeit dienen.

Plötzlich hob der silberne Graumann seinen gewaltigen Kopf auf und ließ ein leises Gemurr hören, welches aber von allen Zeichen der Freude begleitet war.

Der Gevatter öffnete eine Thür und Graumann schoß hinein; auf seinen einzigen Freudenblaff, der aber mächtig genug erscholl, antwortete eine laute, kräftige, aber sehr wohlklingende Stimme in deutscher Sprache: „Guten Tag, Herr Graumann, sehr entzückt, Euch so munter zu sehen, hier küßt mir die Hand, so recht, Herr Graumann, mein tapferer silberner Ritter!“

Wie eine Statue stand Christian an der Thür, aber Entzücken leuchtete auf seinem breiten Angesicht, als er die Dame, der wirklich das dunkelgelbe, mit Perlen benähete Kleid prächtig ließ, so mit seinem vierfüßigen Freunde spielen sah.

Diese Dame war die Gräfin Chastange von Hautemarie — größer als Frauen gewöhnlich sind und in fast üppiger Fülle des Wuchses und der Glieder, erschien Chastange älter als sie war — eine echte Frauengestalt der Renaissance-Zeit, Frauengestalt, denn von Mädchenhaftigkeit und Jungfräulich-

keit hatte sie nichts. Auch das Gesicht erschien größer noch, weil das dunkle Haar überall zurückgenommen und über der breiten Stirn diademartig aufgeflochten war. Das Oval des Gesichtes schien vollkommen, die Nase fein, leicht, fast gerade, die Augen groß, weit offen, hellblau und von hinreißender Freundlichkeit, wenn sie ruhig blickten, aber dunkel und wildflammend in der Leidenschaft; den eigenthümlichsten Reiz empfing dieses Antlitz aber durch den Mund, der entschieden zu klein war für die vollen, etwas aufgeworfenen Lippen, hinter denen ganz köstliche kleine weiße Zähne funkelten; aber in Nichts glich dieser Mund der Rosenknospe, mit welcher Dichter gewöhnlich den Mund, den sie gern küssen möchten, vergleichen. Wäre dieser Mund nicht zu klein, er wäre gemein gewesen, so wie er war, milderte er nur die Strenge des Gesichtsschnittes, belebte die kalte Formenschönheit der Züge.

Es war ein überaus anmuthiger Anblick, dieses Weib mit den üppigen Gliedern, dem festen, strengen Angesicht und den freundlichen Augen im zierlichen Spiel mit dem prachtvollen Hunde zu schauen; die Naturgrazie der Frau hat vieles, was der Thier-

grazie verwandt. Solche Betrachtung stellte freilich Christian dabei nicht an, auf den übte der Anblick für jetzt nicht einmal einen sinnlich erkennbaren Eindruck, der war allein stolz und glücklich, daß sein Hund der Spielgenosse der schönen Frau. Die schöne Frau freilich war in Christians Augen nicht die Schönste, wohl aber die Allerschönste auf Erden, aber doch auch wieder nur, weil sie seines Herrn Hauptmanns von Klützow Geliebte war.

Hätte die Dame mit einem andern Hunde, einem andern Thier so lange gespielt, ohne nach seines Gebieters Brief zu fragen, der ehrliche Mecklenburger wäre pfiffig genug gewesen, das auffallend zu finden, sich das zu merken und dem Herrn bei Gelegenheit einen zarten Wink auf seine Art zu geben, das heißt einen Wink, der wie ein Peitschenschlag trifft.

Endlich war die Dame des Spiels müde; sie setzte sich auf einen jener hochlehnigen Stühle nieder, dem nur der Himmel von Scharlach oder Purpur fehlt, um ein Thron zu sein, zeigte Graumann den Platz zu ihren Füßen, legte einen ihrer schönen, noch nicht mit dem Unter-Aermel bekleideten Arme

auf jede Seitenlehne und winkte dann erst mit freundlichstem Blick den Diener näher heran.

Christian zog jetzt aus der hohen Stulpe des linken Handschuhs, welcher dazu eingerichtet zu sein schien, ein Tüchlein von Goldbrokat, wickelte den Brief heraus, den er, das Knie ganz manierlich beugend, der Dame reichte. Sofort aber erhub sich Graumann, faßte den Brief mit den Zähnen und präsentirte ihn der Gräfin, die vor Entzücken in die Hände klatschte.

Erschrocken erhob sich Christian; zum ersten Male vielleicht warf er einen unwilligen Blick auf den bewunderten, vierbeinigen Freund. Der tapfere Krieger fühlte, daß da was nicht in der Ordnung war, er wußte nur nicht recht, was; er fühlte, daß der Respect gegen seinen Herrn verletzt war, er wußte nur nicht recht durch wen — durch ihn? durch Graumann? oder durch die Gräfin? Er war geneigt, dieser Letzteren die Schuld beizumessen. So eine ächte Dienertreue hat oft ein ungemein zartes Gefühl für das, was den geliebten Herrn angeht.

Chastange bemerkte die Verwirrung nicht, in welcher sich Christian befand, denn sie hatte den Brief geöffnet und ihn hastig überflogen.

Der Brief mußte eine überraschende Nachricht enthalten, denn der Mund der Gräfin spitzte sich plötzlich und ließ ein leichtes Pfeifen vernehmen, dann erhob sie sich und ging mit weiten Schritten, die ziemlich unfrauenhaft waren, hinaus, ohne sich um Hund oder Dienstmann weiter zu kümmern.

Nachdenklich durchschritt die Dame mit gesenkter Stirn mehrere Gemächer, bis sie an ein mit Scharlachtuch verkleidetes Pförtchen in eigenthümlicher Weise anklopfte.

„Wer ist da?" fragte innen eine Stimme.

„Oeffnet rasch, Valerti!" befahl die Gräfin.

Die rothe Thür wurde geöffnet und die Gräfin trat in ein Gemach, in welchem zwei Beamte vom Haushalt der Königin-Mutter Wache hielten.

Auf einen fragenden Blick der Gräfin nickte der eine dieser Diener und Chastange eilte durch eine schmale Garderoben-Kammer in das Schlafgemach der Königin Catharina, dessen Doppelthüre geöffnet war.

Die Königin-Mutter saß mit dem Rücken gegen ihr Bett, dessen Vorhänge zugezogen waren, mit dem Gesicht gegen die Thür, vor einem Tischlein, das

mit einer ziemlichen Menge von schmalen Zetteln, meist mit Zahlen und Buchstaben beschrieben, bedeckt war.

Die große Herrscherin war eigentlich noch immer eine schöne Frau, vierzig und etliche Jahre konnte ihr ein Kenner geben, höchstens, sie war aber weit über sechszig; rund, weiß und zart das Antlitz umrahmt von einer schwarzen, schlichten Haube; schwarz war auch das Gewand; ungebeugt, voll und nicht greisenhaft die Gestalt; ein liebliches Lächeln spielte um den allerdings etwas großen, aber sehr wohlgeformten Mund, der so viele trügerische Schmeichelworte gelispelt, so viel blutige Urtheile gesprochen. Auch die Matrone hatte noch jenen bürgerlichen Zug, den man der „Kaufmannstochter von Florenz" schon zum Vorwurf gemacht, da sie vor länger als einem Menschenalter zu Marseille zum ersten Male französische Erde betrat. Nur aus dem harten Blick der großen, runden, dunkeln Augen sprach die gewaltige Herrscherin.

„Seit etlichen Minuten schon hab' ich Dich erwartet, geliebte Tochter," sprach die Königin die Eintretende an, auch ihre Stimme klang hart, doch nicht so hart wie die Augen blickten, obwohl die Augen bei aller Härte lächelten und die Stimme schmeichelte,

„ich habe ausgerechnet, daß mir durch vier Personen, deren Namen alle mit einem C. anfangen, eine wichtige, aber keine gute Nachricht zukommmen werde. Nun, ist meine Rechnung richtig?"

Die Nachricht ist wichtig, Madame, auch scheint sie mir nicht gut!" entgegnete Chastange und reichte mit einer Kniebeugung der Königin den Brief.

Die Königin las, aber keine Miene verrieth den Eindruck, den die Nachricht auf sie machte; sie hatte sich merkwürdig in der Gewalt, diese Medizäerin.

„Wenn dieser deutsche Baron gut fortfährt," begann die Königin, „so wirst Du ihn doch wohl glücklich machen müssen, geliebtes Kind, nicht zur Belohnung allein für gute Dienste, sondern, um ihn noch fester an uns zu ketten; er gehört zu den Männern, denen die Dankbarkeit eine wirkliche Fessel anlegt. Was sagst Du dazu, meine Chastange?"

Die Königin hielt mit der Rechten die Hand der Gräfin und streichelte ihr mit der andern zärtlich die heiße Wange.

Mit sichtlichem Unmuth verzog die Gräfin den Mund, so daß die kleinen Zähne sich spitz und bissig sehen ließen.

„Oh, da ist etwas nicht in Ordnung, laß hören, mein Herz!"

Wenn die Königin Zärtlichkeit heuchelte in diesem Augenblick, so war es eine meisterhafte Leistung. Ob ächt, oder falsch, die Gräfin schien nur wenig Werth auf diese Zärtlichkeit zu legen, und sprach bitter: „Dieser Deutsche ist, wie meine gnädige Königin sehr richtig bemerkt, allerdings durch Dankbarkeit zu fesseln, unglücklicher Weise aber legt er auf meine Liebe nur dann Werth, wenn ich mich entschließe, wirklich seine Ehefrau zu werden!"

Der Egoismus, der sich in dieser Rede verrieth, fiel der Königin gar nicht auf und ruhig fuhr sie fort: „Wir können, so bald Dir's beliebt, aus dem deutschen Baron einen französischen Herzog machen und einen Mestre de Camp dazu!"

„Es giebt Tage und Stunden," fuhr Chastange plötzlich heraus und stampfte zornig mit dem kleinen Fuße, „wo ich verliebt genug in diesen deutschen Narren bin, um das zu wünschen, aber er ist ein so seltsamer Ketzer, daß er nicht zur Kirche zu bringen ist, obgleich er gar nichts dagegen hat, eine Christin zu heirathen. Und bin ich einmal seine Ehefrau, so

ist er mein gestrenger Herr, er versteht die Ehe nur nach der alten Art, und ich, ich fühle mich nicht stark genug, ihm die Herrschaft streitig zu machen!"

Die Königin ließ die Hand der Gräfin und sah sie seltsam an. Diese ärgerte sich offenbar, daß sie so viel, zu viel, gesagt und blickte verdrießlich vor sich nieder.

„Aus Deutschland kommen noch solche Männer," flüsterte die Königin, „ich weiß es, diese deutschen Ketzer sind ganz anders geartet als unsere Hugenotten; diese lassen sich entweder verlocken, verführen und bekehren, oder sie sind so hart und schneidig, daß sie uns meiden und gar keine Gemeinschaft mit wahren Christen hegen mögen. Die deutschen Ketzer dagegen sind milde und scheuen nicht den Verkehr mit uns, sie üben gleichsam Duldung und Nachsicht mit uns, so wie Erwachsene sich gegen Kinder duldsam zeigen; zu verlocken und zu bekehren aber sind sie nicht. Dein Geliebter mag zu diesen Männern gehören; ich begreife wohl, daß Du ihn liebst, man kann solche Männer gerade besonders innig lieben, weil man unwillkürlich Achtung, ja Furcht, vor ihnen hat. Heirathen kannst Du den Unbekehrten allerdings nicht, da würde ich ihn und Dich dazu verlieren; aber fürchte nichts,

geliebte Chastange, ich werde Dir zu helfen wissen, Du verliebtes Täubchen!"

Chastange aber sah gar nicht wie ein Täubchen aus, viel eher wie eine Löwin, ihre Augen flammten unheimlich; auch auf der Königin Versprechungen schien sie kein Gewicht zu legen; sie half sich lieber selbst. Der blitzende Zorn schwand jetzt, ihm folgte die schillernde, üble Laune.

Die Königin nahm nun ihre Zettel auf, schob sie durcheinander und sprach halblaut: „Durch vier Namen, die alle mit einem C. anfangen, also Cantecroix, dann dieser Deutsche, in den sie sich so verliebt hat, obwohl er grausam häßlich ist, sie nennt ihn Castellucio, das Täubchen —"

Die Königin hielt inne und warf der Gräfin einen kurzen, scharfen Blick zu, denn diese, von den Sticheleien der Königin gereizt, stampfte mit dem Fuße und sah ziemlich unehrerbietig aus.

„Das dritte C. wird der Merkur, der zarte Liebesbote dieser beiden girrenden Täublein sein, denn sie nennen ihn den deutschen Christ, wie mir dieses liebe Kind neulich gesagt und das vierte C. ist Chastange selbst, der keusche Engel!"

Der Hohn der Königin war schneidend; wie ein edles Roß unter dem Spornstich bäumte sich Chastange auf.

„Eure Rechnung ist falsch, Madame," rief sie hastig, „es fehlt das fünfte C. der Hund (Chien), der mir den Brief apportirte!"

Catharina blickte langsam auf und sah die Gräfin so mächtig an, daß diese unter der Gewalt dieses Blickes zu zittern begann, dann sprach sie hart und kalt: „Begebt Euch auf Eure Kammer, Gräfin von Hautemarie, erwartet dort meine Befehle, Unart duldet die Königin nicht und weiß solche zu strafen, wie Ihr wißt!"

Befehlend zeigte die Königin nach der Thür, zitternd schlich die Gräfin hinaus; es war in der Drohung der Medizäerin etwas so Unheimliches und zugleich etwas so Ueberwältigendes, daß ihr auch nicht der Versuch eines Widerstandes möglich schien.

Als die Königin sich allein sah, sagte sie leise lächelnd: „Du kommst mit dem Schrecken davon, schöne Chastange! Ich habe das große, kühne Mädchen lieb, sie erinnert mich an ihren schönen, stolzen Vater, aber ich muß sie in der Hand behalten, sie

könnte gefährlich werden mit einem Manne, wie dieser deutsche Baron, auf den man sich wirklich noch verlassen kann. Auf wen kann man sich noch verlassen? Er darf sie nicht heirathen, aber wir werden doch sehen, ob ihn die Sünde nicht noch fester an sie knüpft, wie die Ehe!"

Danach ergriff sie eine goldene Pfeife und ließ einen schrillen Pfiff erklingen. „Der Graf von Urfé!" befahl sie, ohne sich nach der eintretenden Kammerfrau umzublicken, „wenn mich der Graf verlassen hat, sofort der Stallmeister vom Dienst und dann der Herr von Blainfort!"

Die Königin erhob sich, denn der Graf von Urfé, dessen Eintritt sie erwartete, war nicht nur einer der vornehmsten Herren in Frankreich, Bailli im Forez, Haupt des Adels in diesem Lande, sondern auch dem königlichen Hause, durch seine Mutter Renée von Savoyen-Tendes, verwandt, und ein scharfer Katholik, ohne zur Partei der Guisen zu gehören. Er war der Neffe und Taufpathe des großen Connetable's Anne von Montmorency; dieser aber war stets der Freund der Königin Catharina gewesen, hatte einst ihre Zurücksendung nach Florenz und die Ehescheidung

hintertrieben, der einzige Mann, dem die Medizäerin stets Dankbarkeit bezeigte, dem sie nie entgegen war.

Graf Anne von Urfé trat ein, schlank und fast zierlich, aber hoch gewachsen, ein Kriegsmann nicht von Eisen, sondern von Stahl. Das blauseidene Wamms ganz schmal geschlitzt und gelb ausgenäht, die ebenfalls blauen, losen Bauschen und die ganz glatt anliegenden weißseidenen Strumpfhosen, die zierlichen Schuhe, die noch in einer Art von mit Pelz besetzten Pantoffeln stecken und das starre weißseidene Mäntelchen, das nur bis zur Hüfte reicht, aber mit breiten Goldstreifen benähet ist, bilden die Hauptttheile der vornehmen Cavaliertracht jener Tage. Dieselbe wird vollendet durch die blauseidene Mütze mit weißer Feder, die nicht so schlaff ist, wie sie aussieht, sondern durch ein Drahtgestell in der ungezwungenen Form erhalten wird, durch ein breites, blaues Halsband, an welchem eine große, goldene Münze mit dem Bilde der Königin Catharina bis auf die Brust niederhängt, durch die breite Halskrause und die Manschetten, so wie endlich durch den schönglänzenden, vergoldeten Stoßdegen mit der breiten Parirstange.

Das kurzgeschorene braune Haar, der ebenfalls kurzgehaltene, zusammenlaufende Wangen- und Kinnbart, so wie der starke aber zierliche Lippenbart mögen auch noch dem vornehmen Kriegs- und Hofmanne angehören, nicht aber diese breite Stirn und diese bald schwärmerisch aufleuchtenden, bald träumerisch lugenden Blicke in den großen, blauen Augen, diese gehören dem Dichter allein.

Anne von Lascaris, Graf und Herr von Urfé, ist der Dichter jener liebedürstenden Sonette an die Dame Carita, deren Sammlung seltsamer Weise Diana betitelt ist; jener oft nüchternen, aber zuweilen auch tiefergreifenden Klagelieder der Nymphe Frankreich, so wie unzähliger Pastoralen und anderer geist- und weltlicher Lieder. Der Dichterruhm dieses Urfé ist jetzt ganz erloschen, er trat schon in der nächsten Zeit ganz hinter dem seines jüngern Bruders Honoré von Urfé, Marquis von Valromey, zurück, der mit seinem großen Roman Asträa bald nachher die gebildete Welt Europa's eroberte und länger als ein halbes Jahrhundert beherrschte.

Was ist Dichterruhm? Wer kennt heute noch die Asträa? Wie viele Bibliotheken in Deutschland haben

noch vollständige Exemplare dieses Werkes aufzuweisen, das einst die Hofsitte in ganz Europa regelte, dessen mächtige Einwirkung auf unsere Litteratur unleugbar? Und wer von den Lebenden hat die 6000 Seiten von der Liebe des Céladon gelesen? Aber noch immer wird ein schmachtender Liebhaber ein Céladon genannt, das ist der Rest vom Ruhm der Asträa.

Zu der Königin trat mit tiefer Verneigung Anne von Urfé, er beugte das Knie wie ein Hofmann, er küßte die Hand Catharina's wie ein Verwandter, er blickte sie an wie ein Liebhaber. So war die Sitte.

Und als sich die Königin setzte, warf er ein Kissen zu ihren Füßen nieder und nahm darauf Platz mit den anmuthigsten Bewegungen. Solches war eine Kunst, aber auf solche Künste verstanden sich die Herren damals noch; und auf dem einen untergeschlagenen Bein zu sitzen, das war wieder eine Kunst, die nicht leicht mit Anmuth auszuüben war.

„Kennt Ihr den deutschen Baron, der die Leibwachten unserer vielgeliebten Tochter, der Königin Louise, befehligt, mein schöner Vetter?" fragte Catharina und beugte sich zu dem aufblickenden Manne fast zärtlich nieder.

„Gnadenreiche Königin und meine schöne Cousine," entgegnete Urfé mit etwas heiserer Stimme, „ich habe mit ihm vor zwei Jahren etwa an der heiligen Geist-Brücke gefochten, seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen, aber ich habe mir an ihm ein Zeichen gemacht, daran ich ihn wieder erkenne!"

„Also Ihr habt ihm die beiden Schräglinksbalken in's Wappen gesetzt?" fragte die Königin lachend.

„Ich habe seinem Schild ein Bild verliehen," meinte Anne von Lascaris, von dieser Erinnerung sichtlich geschmeichelt, „nun er ist reicher als ich, denn mein Schild, Grauwerk (vair) mit rothem Schildeshaupt zeigt kein Bild!"

„Der Schild des großen Guichard von Urfé bedarf keines Bildes," versetzte die Königin ernsthaft, „auf Eurem Schlosse La Batie habt Ihr die Bilder in Fülle, die schönsten aber tragt Ihr in Eurem Dichterherzen!"

„Das schönste Bild in meinem Herzen" rief der entzückte Dichter, „trage ich auch auf dem Herzen!"

Er küßte die Medaille mit dem Bildniß der Königin.

Diese neigte sich noch tiefer, faßte mit den

beiden herrlichen Händen das Haupt des Mannes und hauchte einen zarten Kuß auf die Dichterstirn. Dann lehnte sie sich lächelnd zurück und sprach spöttisch: „Unbeschadet aller Rechte Eurer Gemahlin, schöner Vetter, doch wie befindet sich unsere schöne Cousine, die mächtige Dame von Chateaumorand?“

„Sie wird alle Tage fetter und spricht nur noch mit ihren Hunden.“

Urfé wollte spotten, hinter dem Spott aber verbarg sich mühsam die tiefe Abneigung gegen die reiche Erbin, die man ihm in der Jugend vermählt, die aber nie sein Weib geworden.

„Könnt Ihr des deutschen Barons Freund werden?“ begann die Königin wieder in ganz anderem Ton, „Euer Ahnherr war ein Deutscher?“

„Es ist aber ein halbes Jahrtausend und darüber verflossen, seit Wulf le Vaillant, mein Ahnherr, das Castellum Ulpheiacum baute!“ bemerkte Urfé zurückhaltend.

„Mißtrauischer!“ spottete die Königin.

„Gnadenreiche Königin und meine schöne Cousine,“ sprach der Graf ernsthaft, „Ihr wisset, daß ich stets bereit bin, einem Hugenotten einen Hieb,

oder einem Guisard einen Degenstoß zu versetzen, um Euch meine Verehrung zu bezeigen!"

„Daß ich aber nicht dazu tauge, Intriguen zu spinnen," unterbrach ihn die Königin lachend, „ich kenne das alte Lied, mein schöner Vetter, aber hier handelt es sich um keine Staats- sondern um eine Liebesintrigue, die gehören zu des Dichters Domaine. Die Gräfin Chastange, die Spröde, hat sich in den deutschen Kämpen verliebt, vielleicht nur um der breiten Querbalken willen, die Ihr ihm in's Gesicht gezeichnet, sie will ihn durch die Ehe zum Grafen von Hautemarie machen. Das ist doch etwas zu viel für den deutschen Abenteurer, wenn er uns auch einige gute Dienste geleistet hat; indessen hat Chastange einen harten Kopf und man weiß nicht, was sich ereignen kann. Ich will nun erfahren und zwar durch Euch, mein schöner Vetter, ob der verliebten Chastange zarte Neigung einige Erwiderung findet bei diesem deutschen Haudegen und dann, ob derselbe geneigt ist, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, für den Fall, daß ihn die Chastange zum Manne nimmt. Der Deutsche kommt heute hierher mit unserer vielgeliebten Tochter, der Königin Louise, Ihr werdet

Eure Bekanntschaft mit ihm in freundlicher Weise erneuern und das erfahren, was ich wissen muß, um dieser verliebten Thörin zu helfen!"

Urfé hatte sehr aufmerksam zugehört, er zauderte noch eine kleine Weile, dann sagte er einfach: „Der Befehl der gnadenreichen Königin wird vollzogen werden, denn ich höre von diesem deutschen Soldaten viel Rühmliches sagen und gelingt es der Gräfin Chastange, ihn zu bekehren, so hat sie das einzige Gute gethan, was ich von ihr weiß."

„Sagt nichts gegen Chastange, mein schöner Vetter," rief die Königin lächelnd, „Chastange ist mein Liebling, und bringt mir recht bald Nachricht!"

Der Graf erhub sich, küßte die Hand der Königin, empfing einen kleinen Liebesschlag auf die Wange und zog sich mit den drei herkömmlichen Verbeugungen zur Thür zurück.

„Er denkt hinlänglich schlecht von meiner armen Chastange," dachte die Königin ihm nachblickend, „er wird den deutschen Grimmbart bald genug überzeugen, daß sie keine Heilige ist, daß er wohl ihr Liebhaber, aber nicht ihr Gemahl werden kann, ohne Abschwörung seiner Ketzerei. Vielleicht reicht das

schon aus! Vornehmer Herr, tapferer Soldat, Dichter und eingefleischter Katholik zugleich, einen bessern Helfer als den Urfé konnte ich nicht finden! und macht er ihn katholisch, ei! so ist's vielleicht um so besser, zu heirathen braucht ihn Chastange doch nicht. Aber es scheint mir, daß der Poet sehr viel von den kleinen hübschen Sünden dieses verliebten Mädchens weiß, hm! und Chastange ist doch immer so vorsichtig gewesen!"

„Der Stallmeister vom Dienst!" rief die Kammerfrau, eine Portière lüftend.

„Komm näher, hierher, Louis!" befahl Catharina dem Eintretendem, der die violette Kleidung der höhern Diener ihres Haushaltes trug.

„Laß Dich sofort durch Berthet ablösen," befahl sie jetzt kurz, „Du mußt augenblicklich nach Paris, darfst aber auf dem Wege dem Zuge der Königin, unserer Tochter, nicht begegnen. Du reitest nicht in unsern Farben, doch brauchst Du sonst keine weitern Vorsichtsmaßregeln zu nehmen. In Paris meldest Du Dich im Arsenal bei dem ehemaligen Groß-Prevot, dem Herrn von Thierry und verlangst einen Brief für uns und fragst ihn, ob er schon wisse,

daß Herr von Barlaimont vorgestern Nacht eine Audienz in St. Cloud gehabt habe. Wahrscheinlich weiß er es schon. Wenn Du den Brief erhalten, begiebst Du Dich nach St. Cloud; fragt man Dich, so hast Du von mir drei Tage Urlaub, um Deine Käthe oder Hanne zu besuchen; bei der schönen Gattin dieses guten alten Chertelet, der vorgestern den Dienst bei dem Könige, unserm Sohn, hatte, wirst Du erfahren, wer es gewesen ist, der den Herrn von Barlaimont eingeführt hat. Das junge hübsche Weibchen ist Dir gut, lache nicht, unverschämter Bursch! auch ist sie nicht unempfänglich für einige Goldstücke, laß ihr wenigstens fünf von diesen zwanzig zukommen. Morgen Mittag spätestens bist Du wieder hier, jetzt fort mit Dir!"

Der Stallmeister verschwand mit seinen zwanzig Goldstücken.

„Diese arme Louise wird wieder gar nichts wissen," dachte die Königin, halblaut sprechend, und der Cantecroix traue ich nicht mehr ganz, sie konnte es wissen, so gut es dieser Deutsche wußte, wird sie mir es sagen? Das ist fast eine Probe. Der deutsche Baron schreibt in seiner derben Weise, er führt eben

so kräftig die Feder wie das Schwert, wenn auch sein Französisch ganz schändlich ist," die Königin trat zum Tisch und nahm den Brief, den ihr Chastange gebracht, „ja, hier — gestern Abend, als ich meiner gnädigen Frau Königin Gruß Seiner Königlichen Würde brachte, wurde ein Fremder eingeführt, ein Kerl, wie aus Talg und Gift gemacht, mit grünen Augen, er mußte im kleinen Vorzimmer, in dem ich allein mit einem Huissier der Kammer stand, einige Augenblicke warten. Er flüsterte mit seinem Begleiter, der den Mantel vor das Gesicht gezogen; ich hörte deutlich Deinen reinen Namen, mir ekelte, wie kann ein solcher Name auf so schmutzige Lippen kommen? Ich hätte dem Schurken gern die angefressenen Zähne eingestoßen. Ich wurde zuerst vorgelassen, wie sich von selbst versteht; während ich Seiner Königlichen Würde Dank für meine gnädige Frau Königin empfing, hörte ich den Kammerhuissier die Namen der Wartenden nennen, der König war sichtlich betroffen, winkte nur zögernd Gewährung und entließ mich schnell, gegen Gewohnheit, denn sonst plaudert er sehr gnädig mit mir. Ich habe nur einen Namen behalten, er lautete Barlaimont, aber ich kann nicht glauben,

daß Chastange selbiges Scheusal auch nur von Weitem kennt!" — Die Königin lachte laut und sprach: „Deutscher biederer Rittersmann, Du hast mir einen Dienst erwiesen, der Dir nicht unbelohnt bleiben soll!"

Der Königin goldene Pfeife erklang und sofort trat aus einer Seitenthür ein ganz schwarzgekleidetes Männlein, dessen langer Seidenmantel einen hohen Steifkragen hatte, der von einer Schulter zur andern über den Nacken lief; an dem Manne war Alles schwarz, selbst die Seele, wie man bei Hofe sagte; nämlich, wenn er's nicht hörte, denn selbst die Mächtigen fürchteten ihn.

Alain von Vardes, Herr von Blainfort, Panetier d. i. Oberbrodmeister von Provence, war einer der geheimen Schreiber oder Räthe der Königin-Wittwe, ein tiefer, schlauer, aber ganz gewissen- und rücksichtsloser Politiker.

Die Königin lächelte ihn an, als er seinen kurzen Gruß und seine steife Verbeugung angebracht, sie reichte ihm die Hand, die er mit einer ungeduldigen Miene küßte, etwa als wollte er sagen: wozu die süßen Manieren, dazu werdet Ihr mich doch wahr-

lich nicht haben rufen lassen! Die Königin bemerkte es wohl und lachte, dann wurde sie plötzlich ernst, setzte sich und sprach: „Ihr seid schlecht bedient, Meister Alain, wenigstens bei den Lothringischen Herren, unsern lieben Freunden, ach! schneidet nicht so böse Gesichter, oder habt Ihr schon gewußt, daß dieser belgische Teufel, der Barlaimont, von Madrid zurück ist?"

„Meine Königin," entgegnete der Oberbrodmeister von Provence, „ich habe den Brief bei mir, der mir seine Ankunft in der Champagne meldet!"

„Dann sind Eure Boten sehr langsam," höhnte die Königin, „Graf Barlaimont ist nicht in der Champagne, denn vorgestern war er in Paris und am Abend spät, nach dem Coucher, hatte er eine geheime Unterredung in St. Cloud mit dem Könige, unserm vielgeliebten Sohne, was sagt Ihr dazu?"

„Die Königin ist besser bedient, als ich armer Schreiber!" erklärte der Oberbrodmeister ziemlich widerwillig.

„Gut gesagt, Meister," rief Catharine, „und was hat dieser verruchte Wallone bei unserm vielgeliebten Sohne zu thun?"

„Er hat einen eigenhändigen Brief des katholischen Königs von Spanien gebracht!"

Triumph strahlte aus dem häßlichen, schwärzlichen Gesicht des Brodmeisters.

„Horn des Teufels!" fluchte die gnadenreiche Königin, was sie nur in großer Ueberraschung that, „ich muß zwei Dinge wissen!" setzte Catharine dann sich besinnend hinzu.

„Richtig," bemerkte der Brodmeister grinsend, „erstlich, den Inhalt des spanischen Briefes, zweitens, den Inhalt der Antwort unseres Königs, den Gott segnen möge!"

Die Königin blickte unwillig, sie fühlte den Spott dieser Worte; das mochte der Herr von Blainfort gewollt haben, weiter aber ging er nicht, er durfte die Königin nicht reizen, denn er fürchtete sie; zuweilen kitzelte ihn die Lust, aber er war sehr klug und erinnerte sich weislich einiger Stunden seines Lebens, wo er für dieses Leben und vor dieser Königin gezittert hatte. Jetzt auch fuhr er geschäftsmäßig fast fort: „Was den Inhalt dieses Briefes betrifft, den der katholische König an den allerchristlichsten geschrieben, so ist hier der Entwurf, der un-

geändert geblieben," — er zog aus einer inneren Tasche ein Blatt Papier, welches Catharine ihm hastig entriß, bevor er den Forderungen der Etikette genügen konnte — „was aber die Antwort des allerchristlichsten Königs betrifft, so wird sie sicherlich die Frau Fürstin von Cantecroix, die Euch so kostbar, heute noch überbringen."

Die Königin überflog das Blatt und seufzte tief. „Das ist ein Schlag!" rief sie zornig sich erhebend.

„Ein Schlag, der nicht mehr zu pariren ist," bestätigte der Brodmeister achselzuckend, „aber meine gnadenreiche Königin versteht sich darauf, Schläge zurückzugeben!"

Catharine sah ihren Rath fragend an.

„Wir haben noch nicht genug Material," entgegnete dieser bedeutungsvoll, „diese kostbare Fürstin von Cantecroix muß uns erst die Antwort bringen!"

„Ihr habt die Fürstin immer gehaßt!" sagte die Königin unwillig.

„Nein," grinsete der Brodmeister, „meine gnadenreiche Königin weiß, daß ich sehr in sie verliebt war, ich hasse sie erst, seit sie uns verräth!"

„Beweise!" herrschte Catharine.

„Wenn ich Beweise hätte," erwiderte Blainfort böse lachend, „dann hätte meine Königin die Fürstin längst verschwinden lassen; die Dame ist klug, sehr klug, es ist weit von hier bis Madrid, aber der alte Brodmeister von Provence hat in der Madrider Kanzlei Augen, die für ihn sehen, Hände, die für ihn nehmen."

„Ich verstehe Euch nicht, Blainfort!" sagte Catharine ungeduldig.

„Meine gnadenreiche Königin," zischelte der Brodmeister, „hat nur den bösen Inhalt des spanischen Briefleins überflogen, aber der schönen Handschrift noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet."

Die Königin starrte auf das Blatt, dann zuckte ein Blitz durch ihre Züge, ihr Antlitz wurde hell, wie das eines Jägers, der seiner Beute ansichtig wird, aber sie sagte nichts.

„Die Königin begreift," nahm der Brodmeister das Wort wieder, „die Herren vom Hause Guise wünschten, daß der katholische König so schreibe, daß es einen mächtigen Eindruck auf den allerchristlichsten mache; wer kennt nun den Herrn besser als diese

liebe Cousine von Cantecroix? diese liebe Cousine, die ihnen so viel Geld kostet, noch mehr als sie der Königin-Mutter kostet, und die liebe Cousine machte ihnen den Entwurf. Sie wagte ja nichts dabei, den Entwurf brachte ja Barlaimont sofort nach Madrid, dort wurde er im Archiv begraben und Barlaimont brachte eine schöne Abschrift wieder. Alles richtig, nur daß der alte Brodmeister von Provence den Entwurf dort wieder ausscharren und hierherkommen ließ.“

„Was kostet uns diese unbezahlbare Handschrift?“ fragte die Königin lachend; sie war offenbar in sehr guter Laune.

„Billig ist sie gerade nicht, Madame,“ versetzte der Herr von Blainfort zischelnd, „aber sie spart uns künftig den sehr kostspieligen Unterhalt der Schreiberin!“

„Es ist nöthig,“ sagte jetzt die Königin ruhig, „daß der König, unser vielgeliebter Sohn, den Grundsätzen der Gerechtigkeit gemäß auch den andern Theil höre, lasset den Baron von Aubreuil wissen, daß wir einem oder zwei großen Herren von den Hugenotten eine Audienz bei unserm Sohne ausgewirkt haben

und daß wir sofort den nöthigen Vorschlägen von Seiten der Herren entgegensehen!

„Da ist der Gegenstoß!“ flüsterte der Brodmeister und rieb sich die Hände.

In dem Augenblick trat die Kammerfrau ein und meldete, daß der Reisezug der Königin Louise sich dem Schlosse nähere.

„Gegen Abend werde ich Euch rufen lassen, Herr von Blainfort.“

Damit entließ die Königin kopfnickend ihren Rath, als der aber sich verbeugte, sagte er leise: „Ich bringe die Antwort der Hugenotten, denn Baron Aubreuil wird in einer Stunde hier sein!“

Catharine sprach ihre Zufriedenheit in einer sehr gnädigen Handbewegung aus.

Während sich die Königin-Mutter zurückzog, um sich zum Empfang ihrer Schwiegertochter anzukleiden, wurde auf allen Höfen des Schlosses ein Trompetensignal geblasen, die ersten Noten des Marsches der Oriflamme, langgezogene dünne Töne, aber höchst ehrwürdig durch ihr Alter. Es ist das derselbe Marsch, mit welchem nur der König, oder der Connetable von Frankreich als Träger der Nationalfahne,

der Oriflamme, Auriflamma, Goldflagge, begrüßt wurde. Den Königinnen, regierenden wie verwittweten, wurden nur einige Noten von diesem musikalischen Nationaleigenthum gegönnt.

Laute Bewegung gab sich darauf im Fontainebleau=Schloß überall kund, Doppelposten der Leibwachten mit gezogenen Schwertern besetzten die Gitter und Portale; die Thürgarden der Königin=Mutter in violettem Ueberwurf, mit goldenen Pfeilen und Schlüsseln im Andreaskreuz an der Mütze, schulterten ihre vergoldeten Partisanen an den innern Thüren; die niedere Dienerschaft reihete sich mit ihren bunten Röcken in den Gallerien; im großen Vorzimmer der Königin standen die Hausofficiere mit ihren verschiedenen Amtsabzeichen, in der ersten Kammer strahlte die Gala der vornehmen Herren vom Hofe.

Der tapfere Christian, oder, wie er hier genannt wurde, der deutsche Christ, verzehrte ein kleines Frühstück mit seinem Freunde Graumann, welches ihm sein schlau aussehender Gevatter in einer der tiefen Fensternischen seiner Amtswohnung zu ebener Erde im Burghof aufgestellt hatte. Der schlaue Mecklenburger konnte von seinem Sitz aus ungesehen Vieles

gut genug sehen, was im Hofe vorging, ohne dabei seine Mahlzeit zu unterbrechen. Der brave Gesell war übrigens in höchst übler Stimmung, wobei wir aber bemerken wollen, daß seine Stimmung niemals auch nur den geringsten Einfluß auf seinen Appetit hatte; es wollte ihm gar nicht gefallen, daß Gräfin Chastange ihn durch den Gevatter hatte verabschieden lassen, daß sie ihm nicht einmal eine mündliche Bestellung an seinen Herrn gegeben.

„So war's im vorigen Jahre nicht," sagte er zum zwanzigsten Male schon vor sich hin, „seit dem Osterfest erst ist's anders geworden: der Herr merkt's nicht und selbst der Graumann merkt's nicht, aber ich verstehe mich auf Liebschaften!"

Der Bursch lachte selbstgefällig vor sich hin, obwohl er sich da Schmeicheleien sagte, die er gar nicht verdiente, denn er verstand von Liebschaften gar nichts und sein Verkehr mit den französischen Frauenzimmern hatte sich bis jetzt auf ziemlich unschuldige Neckereien beschränkt. Er hatte vielleicht ein deutsches Liebchen in Straßburg oder sonst wo, vielleicht sogar in Mecklenburg, denn er konnte die Französinnen nicht leiden, ganz kühn behauptend, das fran-

zösische Frauenzimmer rieche insgesammt nach gebratenem Speck, das deutsche aber nach frisch geschlachtetem Fleisch. Das klingt sehr sonderbar, es ist aber ein Körnlein Wahrheit darin, wie Kenner versichern.

Durch das helle Schmettern der Fanfaren wurde der Bursch aus seinen Betrachtungen gerissen. Die Fanfaren begrüßten das Aufziehen der Standarte der Königin Louise auf dem Dagobertsthurm; ihr Zug hatte also das Schloß betreten. Neben der blauen Standarte der Königin-Mutter mit den durch Liebesknoten verbundenen Wappenschilden von Frankreich und Florenz entfaltete sich die weiße Seide der Königin Louise, welche die drei goldenen Lilien Frankreichs von einem in Form einer Raute gelegten Rosenkranz umrahmt zeigte.

Die Leibwachten der Königin-Mutter marschirten jetzt auf und stellten sich in einer langen Linie vom goldenen Portale bis zur Treppe des König-Franz-Baues auf, Standarte und Trompeter dort auf dem Auftritt. Dann kamen die Leibwachten der Königin Louise, die im Fontainenhof abgesessen waren, wie Christian gekleidet, Standarte und Trompeten voran, und bildeten die andere Seite der Hecke,

in welche nun die vergoldete Sänfte der Königin, von vier milchweißen, rothgezäumten Maulthieren getragen, eintrat.

Vor der Sänfte her gingen zwei Cavaliere und die Hausbeamten, welche die Königin am Eingange des Schlosses empfangen hatten; noch drei Sänften mit Hofdamen folgten. An der linken Seite der Sänfte der Königin schritt der erste Edelmann der Kammer der Königin mit seinem Amtsstabe, sehr prachtvoll gekleidet, etwa so wie wir oben des Grafen Urfé Kleidung beschrieben, nur daß dieser Edelmann gestiefelt und gespornt war, da er auf dem ganzen Wege neben der Sänfte hergeritten.

Auf der rechten Seite der Sänfte ging der Capitain-Lieutenant der Leibwachen mit gezogenem Degen in voller Rüstung, das heißt in der Rüstung jener Tage, die freilich noch wie eine Ritterrüstung aussieht, aber doch schon keine mehr ist. Der schwarze, mit Gold zierlich eingelegte Harnisch ist sehr leicht, die Halsberge sind bereits zu einem Zierrath geworden, die Eisenblechplatten, die Schultern und Arme decken, schieben sich mit bewundernswerther Leichtigkeit zusammen und auseinander bei jeder Bewegung;

der Krebs, der einst die Lenden deckte, ist zu Schienenplatten geworden, welche auf die Oberschenkel fallen; unter den Platten quillt der blaue Sammet der Bauschen hervor. Sonst sind die Beine ungeharnischt, die weißen Beinkleider liegen fest und ohne Falte an, die Reitstiefeln von weißem Leder ebenfalls, sie sind mit einer unter dem Knie handbreit umgelegten Spitze verziert und mit großen güldenen Sporen beschnallt. Der Helm ist ebenfalls schwarz, mit Goldverzierungen bedeckt, und weiße Federn fallen über die goldene Lilie am Kamm.

Da der Capitain-Lieutenant das Visir aufgeschlagen hat, so erkennen wir wohl das lange braune Gesicht unseres Helden und seine großen, schwarzen Augen; der Mund verschwindet unter einem dichten, wohlgepflegten Schnurrbart. Das straffe Blondhaar sehen wir nicht, da es ganz kurz geschoren unter dem Helm nicht sichtbar ist. Schöner ist der Heinz Castelluz in Frankreich nicht geworden und die beiden breiten weißlichen Narben, die quer über die linke Wange von der Schläfe bis fast zum Munde laufen, sind sicher sehr ehrenvoll, wie wir schon gehört, aber doch auch keine rechte Verschönerung. Anders aber

als vor etlichen Jahren sieht der Castelluz doch aus. Seine Gestalt ist breiter und voller geworden, in der Haltung tritt ein fast zu groẞes Selbstbewußtsein hervor und die dunkeln Augen lassen mit einer ganz eigenthümlichen, unbeschreibbaren Rücksichtslosigkeit ein leidenschaftliches Wesen ausstrahlen.

Kurz vor dem Eingang über dem Aufgang zum König-Franz-Bau wirft Castelluz sein Visir herunter, tritt vor die Sänfte und salutirt mit dem Degen den Gardehauptmann der Königin-Mutter und ruft ihn an: „Frankreich!"

„Frankreich und die Königin!" antwortet der.

Dann schlagen Beide die Visire auf, stecken die Degen ein und rufen: „Es lebe die Königin-Mutter! Es lebe die Königin Louise!"

Lautes Hochrufen, von Trompetengeschmetter begleitet.

Die Königin Louise wird von ihrem ersten Edelmann aus der Sänfte gehoben und steigt, auf dessen Arm gestützt, die Treppe hinauf, Castelluz geht vor ihr her. Von der Königin sieht man nur das zarte Kinn und den lieblichen Mund, den übrigen Theil des Gesichts bedeckt eine schwarze Halbmaske, ihre

schlanke Gestalt verschwindet in den weiten Falten eines leichten grünen Reisemantels.

Der Königin folgten drei Damen, unter denen die Fürstin von Cantecroix durch ihre majestätische Gestalt und die Pracht ihrer Kleidung auffällt; diese Dame trägt auch den „loup“, die schwarze Halbmaske, nicht, sie zeigt ein schönes, steinernes Gesicht und blickt spähend um sich aus großen grauen Augen.

„Eine Judith! wahrhaftig eine Judith!“ ruft, halb unterdrückt, ein höherer Hausofficier, als sie vorüber geht, und ein forschender Blick der Dame, die den Ausruf vernommen, trifft ihn. Da er ein schöner Mann ist, so nickt ihm die Fürstin gnädig zu.

Den Zug schließt ein Ordensgeistlicher in weißer und schwarzer Kleidung, ein Dominicaner oder Jacobiner, wie sie von ihrem Hauptkloster in der Jacobsstraße zu Paris genannt wurden, der Beichtvater der Königin.

Im ersten Vorsaal nahmen die Damen der Königin Maske und Mantel ab — ein schönes, schwermüthiges Antlitz, eine schlanke reizende Gestalt wird sichtbar.

Die Cavaliere treten zurück, denn durch die Gallerie Franz I. kommt die Königin-Mutter der Gemahlin ihres Sohnes mit allen ihren Hofdamen entgegen.

Das war wirklich ein halbsoldatisches Aufmarschiren; dazu hatte die Kleidung der Damen auch etwas uniformmäßiges, die Roben fielen alle in Glockenform über die untergelegten Vertugaden von den Hüften bis zu den Füßen nieder; die Aermel, künstlich ausgebauscht, waren alle am Handgelenk mit Spitzen besetzt und an der Schulter mit kleinen Wülsten geziert, die Leibchen, gleichmäßig im Viereck ausgeschnitten, bedeckten die Schultern, ließen aber den Busen sehr frei sehen; der Hals war von einem Spitzenkragen rückwärts umgeben; das Haar, aus Schläfe, Stirn und Nacken glatt aufwärts gestrichen, war mit einer Art von Haube besetzt, die mit zwei Flügeln im Nacken ausging; so, in der rechten, entblößten Hand den Federfächer, in der linken den Handschuh, marschirte die Königin Catharina mit ihrer Sirenen-Schwadron der Königin Louise entgegen.

Die Königinnen umarmten sich, wie auf Com-

mando neigten sich alle diese Häupter mit den Flügelhauben, die Federwedel und die seidenen Roben knisterten und rauschten bei Verbeugung und tiefer Kniebeugung.

Durch die Gallerie führte die Königin-Mutter ihre Schwiegertochter zu deren Gemächern; die Schwadron der Sirenen schwenkte ein, machte Kehrt und marschirte hinterher, die Damen der Königin in ihre Mitte nehmend.

Es ähnelte das Alles um so mehr einem militairischen Schauspiel, weil es keineswegs absichtlich war; auch muß man nicht an unsere soldatische Präcision denken, wenn von militairischen Bewegungen jener Tage die Rede ist.

Aber tiefen Eindruck machte das anmuthige Schauspiel, man brauchte nur in die Gesichter der Cavaliere zu sehen.

Der Capitain-Lieutenant der Königin hatte den Helm abgenommen, als die Damen abmarschirten, ein Zug von Enttäuschung lag auf seinem männlichen und benarbten Gesicht, er hatte Chastange nicht gesehen. Er sah sich um, als ob er Jemanden suche, den er befragen könne, aber er hatte keine Zeit

dazu, denn in diesem Augenblicke verabschiedete die Königin-Mutter im Vorzimmer der Königin die Damen mit einem verbindlich-zärtlichen: „Ich danke Euch, meine schönen Kinder!“ und gleich darauf flog der ganze bunte Schwarm, lachend und scherzend, einzeln und truppweise, in die Gallerie Franz' I. zurück und umdrängte ganz ungescheut nach der Hofsitte der Zeit die dort zurückgebliebenen Cavaliere mit Neckerei, Spötterei, Liebelei und allerliebster Bosheit.

Es war, als sei die Gallerie des ritterlichen Königs plötzlich in eine Volière verwandelt.

Auch Castelluz wurde sofort umringt; es machte keinen großen Eindruck auf ihn, man sah, daß er es gewohnt war; er gehörte trotz seiner Häßlichkeit wirklich zu den gesuchtesten Cavalieren. Mehrere Damen hatten sich durch ihre Zuvorkommenheit gegen ihn schon in den Ruf gebracht, daß sie die Gebieterinnen des deutschen Barons und sie freuten sich dieses Rufes, obwohl derselbe nur Schein; es lag nicht an ihnen, daß dieser Schein nicht zur Wahrheit geworden. Der Capitain-Lieutenant sprach noch immer frank und frei sein furchtbares Deutsch-Französisch,

das schien ein Reiz mehr für diese verwöhnten Sirenen zu sein; aber bewundernswerth war die Gewandtheit, mit welcher er sofort auf jede Frage eine Antwort, auf jeden Angriff die Abwehr sofort bereit hatte. Er fiel nie in eine Falle, er ließ sich durch keine Lockung täuschen, er blieb immer verbindlich, selbst wenn er derb, sehr derb wurde und jedenfalls war er immer im höchsten Grade eigenthümlich. Es war ein Vergnügen, ihn in diesem Wortkampf mit all' den schönen Mädchen zu sehen, zu hören.

Ein Vergnügen war es auch für den Grafen von Urfé, der sich lauschend in der Nähe hielt; er war entzückt von dem deutschen Baron, er lachte — plötzlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte leise zu sich selbst: „Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen und er hat mich schon erobert, bei Gott, dieser deutsche Baron ist ein gefährlicher Mann!"

Zweites Capitel.

Wo der Castelluz etwas verloren, was er niemals wiedergefunden.

Der Castelluz hat böse Tage damals in Fontainebleau gehabt, denn Chastange ließ sich nicht sehen vor ihm, worüber seine Seele in eine Empörung kam, von der freilich sein fast unverschämt sicheres Auftreten, sein gleichmüthiges Angesicht nichts verrieth. Es war die Königin-Mutter, die ihm so harte Liebespein bereitete, die Königin-Mutter, welche den Mann prüfen wollte, dessen sie sich als eines Werkzeuges zu mancherlei Geschäften zu bedienen gedachte. Die arme Gräfin Chastange mußte selbst genug dabei leiden, doch war bei ihr nur verliebter Verdruß und gefesselte Begier, was bei dem Castelluz herbste Liebespein in schmerzender Leidenschaft.

Wie gern hätte die verliebte Chastange ihrem

Ritter ein Liebeszeichen wenigstens gegeben; ganz leicht wäre das auch zu machen gewesen, denn eingelernt, so zu sagen, auf allerlei Liebesintriguen war die gesammte Dienerschaft dieses Hofes, aber Chastange wagte es niemals, trotz aller Kühnheit, einem bestimmten Befehl der Königin Catharina entgegen zu handeln. Eine schöne Pantherin war Chastange, an einem Bande aber führte sie die Königin, wovon nur war dieses unzerreißbare Band gewoben?

Die Medizäerin liebte es, die Menschen zu prüfen; die Proben, die sie anstellte, waren gründlich, aber Vielen bekamen sie nicht gut. Medici, Aerzte, waren die Ahnherren dieser Frau gewesen und als sie fürstliche Kaufleute, Fürsten selbst und Herzoge geworden, da hatten sie doch den Namen Medici behalten und die Kugeln in ihrem Wappen erklärte die Menge spöttisch für — Pillen. Es gab aber Leute, welche über diese Pillen nicht spotteten, sondern vor denselben zitterten.

Auch mit ihrer lange Jahre so hoch geschätzten Freundin, der Fürstin von Cantecroix, der Hofmeisterin ihrer Schwiegertochter, hatte die Königin in diesen Tagen eine Prüfung vorgenommen; lächelnd

hatte sie zugehört, als ihr diese sofort nach ihrer Ankunft gemeldet, daß der belgische Vertraute der Guisen, der von Barlaimont, zu St. Cloud eine geheime Audienz bei dem Könige Heinrich gehabt; sie hatte gelächelt, als die Fürstin bedauerte, so gar nichts von dem, was in dieser Audienz gesprochen, erfahren zu haben; gelächelt endlich, als die Fürstin nicht wußte, wer den gefürchteten Belgier zur Audienz geführt; am andern Tage aber saß sie theilnahmvoll an dem Lager der plötzlich schwer erkrankten Freundin und sorgte umsichtig dafür, daß derselben Niemand nahe außer Chastange und einer treuen Dienerin; als Arzt aber hatte sie der Freundin den eigenen Leibarzt gegeben und einen frommen Franziscaner ihr zum geistlichen Beistand gestellt.

So freundlich sorgte die Königin für ihre liebe Kranke.

Am vierten Tage nach der Ankunft der Königin Louise in Fontainebleau erfuhr man dort, daß eine wichtige Staatsaction im Gange, denn der König habe in St. Cloud nicht nur einen Abgesandten der Guisen, sondern gleich darauf auch einen hugenottischen Edelmann, Bevollmächtigten des Königs von

Navarra, empfangen. Das erregte großes Aufsehen, da sich Jedermann sagte, daß das ein neues Werk der Königin-Mutter sein müsse.

So hatte Catharine den von den Liguisten geführten Schlag nicht nur parirt, sondern auch mit stärkerer Wucht zurückgegeben.

Trotz seiner Liebespein hatte Castelluz doch Alles das mit scharfem Blick und feinem Ohr verfolgt, und ziemlich genau begriffen, was vorging, wie es denn überhaupt für einen gesunden Kopf gar nicht so schwer war, dieses politische Intriguenspiel zu durchschauen, so lange ein solcher nämlich außerhalb desselben stand; wer sich aber in diese Kreise hineinziehen ließ, verlor sofort den Ueberblick und trieb selbst immer rathloser in diese bunte, verlockende und gefährliche Verwirrung hinein. Noch stand Castelluz außerhalb, er wußte aber jetzt, wer Barlaimont war, er begriff, daß die Königin, wie oft schon, die Hugenotten in die eine Schale geworfen, um die andere Schale, die der Liguisten, in die Höhe zu schnellen, und daß ihr dies gelungen war. Er wußte, daß die Guisen jetzt über einen neuen Anschlag brüten würden, daß die Königin aber daran denken

müsse, die Hugenotten für ihre Hülfe zu bezahlen, oder sie um diesen Preis zu betrügen.

Die Königin-Mutter hatte keine Ahnung davon, daß der deutsche Baron ziemlich eben so klug war, wie ihr ränkevoller Rath, der Brodmeister von Provence.

Seine ganze politische Feinheit verhalf aber dem Herrn Capitain-Lieutenant nicht dazu, die vergötterte Chastange zu sehen, und als er erfuhr, daß dieselbe die Krankenpflegerin der Fürstin von Cantecroix geworden, gab er es auf, durchzudringen. Aber eine Zeile, oder sonst ein Liebeszeichen, hätte sie ihm doch auch jetzt spenden können, wie sie es sonst so oft gethan? Er mußte sich gleichwohl endlich mit dem bösen Gedanken befreunden, daß Chastange ihn nicht sehen, ihm kein Gunstzeichen spenden wolle.

Darum glaubte er freilich noch nicht, daß ihre Liebe zu ihm erloschen, er glaubte vielmehr noch immer ihres Herzens sicher zu sein; meinte, daß lediglich Rücksichten der Klugheit die Geliebte zu solchem Verfahren nöthigten, oder endlich, daß sie nicht frei in ihren Handlungen sei.

Da fiel ihm plötzlich bei, daß nach seines getreuen Christian Bericht, die Dame bei einer Stelle

seines Briefes sehr überrascht gewesen und sich dann eilig entfernt hatte, ohne wiederzukehren. Nach langer Ueberlegung kam er zu dem richtigen Schluß, daß Chastange durch die Erwähnung Barlaimonts so überrascht worden, und er zweifelte nun nicht, daß sie der Königin-Mutter davon Mittheilung gemacht. Vielleicht hatte die Königin nur durch ihn Kunde von Barlaimonts Audienz erhalten? Er sah plötzlich, daß er dadurch mitten in die Intrigue hineingetreten war. Und, andererseits, die Königin mußte seine Liebe zu Chastange kennen, dann aber war es gewiß keine andere Hand, als die der Königin, welche ihn so fern von Chastange hielt. Castelluz begriff, daß seine Stellung dadurch sehr bedenklich wurde und daß er die höchste Vorsicht brauchen müsse, wenn er nicht zu Grunde gehen solle. Es war aber stets seine Weise: Warten, abwarten, nichts übereilen!

In diesen harten Tagen fand Castelluz die angenehmste Erholung in häufigen Unterredungen mit dem Grafen von Urfé, der ihm vielmehr mit der anmuthenden Freundlichkeit eines Dichters, als mit der Herablassung eines großen Herrn entgegengekommen

war und seine Gesellschaft in der ungezwungenen Weise eines Soldaten gesucht hatte.

In wenigen Tagen waren die Beiden so befreundet, daß es dem Castelluz gar nicht auffallen konnte, als ihn der Graf eines Tages einlud, sein Gast auf einige Tage in Paris zu sein. Der Dichter hatte, wie er ihm schon früher anvertraut, eine Liebschaft mit einem schönen Bürgermädchen, deren Reize er in kleinen Strophen zart und sinnig besungen; ihn trieb die Liebe nach Paris und der deutsche Baron sollte ihn begleiten, weil der, trotz mehrfachen Aufenthalts daselbst in den letzten Jahren, immer mit seinem Dienst beschäftigt, eigentlich noch nichts gesehen von der Hauptstadt.

Dem Castelluz kam diese Einladung sehr gelegen, denn der Aufenthalt in Fontainebleau mußte ihm sehr peinlich sein unter den obwaltenden Umständen; eine Abwesenheit führt oft zu einer Klärung; vielleicht war Chastange sichtbar bei seiner Rückkehr. Ueberdem war ihm der Umgang mit dem Grafen Urfé an sich sehr angenehm, eine nähere Verbindung mit dem Haupte eines mächtigen Geschlechts wichtig, wünschenswerth und ehrenvoll zugleich.

Da die Königin Louise, huldvoll wie immer, ihrem Capitain-Lieutenant den Urlaub bewilligt hatte, so waren denn die beiden Herren am thaufrischen Morgen mit kleinem Gefolge davon geritten und hatten sich gar wohl unterhalten auf ihrem Wege. Castelluz hatte nämlich gut zugehört und Anne von Lascaris hatte, bald stolz, bald fein, immer fesselnd geredet von seines Hauses und von seinen eigenen Schicksalen.

Mit warmer Begeisterung hatte der Dichter von seiner Heimath gesprochen, der von hohen Schneebergen umschlossenen und von silbernen Gewässern durchströmten Landschaft Forez, deren erster Edelmann der Dichter war. Vom Forez, wo der Hochwald wimmelt von stattlichem Gewild, wo in den Wassern ein Fischreichthum ohne Gleichen, wo die Heerden weiden auf duftigen Bergesmatten, reiche Feldfrucht reift in den warmen Thälern und die edle Rebe sich zärtlich an den Stamm der Kastanie schmiegt auf sonnigen Geländen. In dieses Land der schönen, weißen Mädchen war unter Ludwig dem Dicken ein deutscher Edelmann, der tapfere Wolf genannt, gekommen. Auf dem Hoftage von Montbrison 1129

hatte Wulf le vaillant die Tochter des damaligen Landesherrn, des burgundischen Grafen Guy I., gesehen und Aymée mit den weißen Füßen ward sein Weib. In Ulphé wurde der deutsche Wulf verwandelt und aus Ulphé ist später dann Urfé geworden. Die Ruinen von Ulphé's Schlosse Ulpheiacum liegen noch malerisch auf einem einzelnen himmelhohen Berge zwischen St. Just en Chevalet und St. Germain le Val. Da oben wohnten die deutschen Herren und unten in der Abtei Bonlieu am Lignon liegen sie begraben. Sie waren bald die reichsten und vornehmsten Vasallen der Grafen von Forez. Und als diese Grafen ausstarben und Forez an die Herzoge von Bourbon fiel, die ebenfalls deutschen Frankenstammes, da wurden die Ulphé der Herzoge Oberhauptleute im Froez und traten fast ganz in die Stelle der ausgestorbenen Grafen.

So erzählte der Graf; dann kam er auf jenen Jean d'Ulphé, der im Jahre 1418, als der mörderische Zwist zwischen Orleans und Burgund tobte, von seinem eigenen Gesinde in seiner eigenen Burghalle grausam ermordet wurde mit seinem ganzen Geschlecht. Nur ein unmündiges Kind blieb ver-

schont, weil es nicht nach dem Goldstück, sondern lächelnd nach dem Apfel griff, als die Mörder ihm Beides zur Wahl vorhielten. Von denen wurde das als ein Zeichen unschädlichen Sinnes betrachtet. Der liebste Held in der Familiengeschichte aber war dem Dichter Franz von Urfé, Baron von Oroze, dessen Schwester die Mutter des chevalier sans peur et sans reproche, des Ritters ohne Furcht und Tadel, des edeln Peter Bayard du Terrail wurde. Der Baron von Oroze war seines berühmten Schwestersohns Genoß in jenem vielbesprochenen Kampfe, in welchem dreißig Spanier den beiden französischen Rittern erlagen.

Und Bayards Todtenklage sang der Graf von Urfé mit seiner stets etwas heiseren und nicht besonders anmuthigen Stimme vom Roß herab in die blaue Sommerluft hinein, zur Freude des Castelluz und auch des reisigen Gefolges.

Bayards Todtenklage aber lautet:

„Fränkischer Ehre leuchtendes Zeichen,
Ehrlicher Franken rettende Hand,
Bayard, der hatte nicht seines Gleichen,
Bayard, der starb für's Vaterland.

Ehrliche Ritter und zärtliche Damen,
Euch will ich klagen die schmerzliche Noth,
Bayard, der zärtliche Diener der Damen,
Bayard, der ehrliche Ritter ist todt!

Starker Beschützer und schrecklicher Krieger,
Der die Lanze, wie Keiner mehr, brach,
Lachenden Augen der mächtige Sieger
Auf den ersten Blick schon erlag.
Ehrliche Ritter und zärtliche Damen,
Euch will ich klagen die schmerzliche Noth,
Bayard, der zärtliche Diener der Damen,
Bayard, der ehrliche Ritter, ist todt!

Ohne Furcht und Tadel der Ritter,
Blinkender Stahl und gehämmertes Erz,
Selbst in des Kampfes wildem Gewitter
War voll edler Milde sein Herz.
Ehrliche Ritter und zärtliche Damen,
Euch will ich klagen die schmerzliche Noth,
Bayard, der zärtliche Diener der Damen,
Bayard, der ehrliche Ritter ist todt!"

Den Refrain sangen die Waffenleute mit und das französische Volk hat bis zur Revolution mit Vorliebe gesungen: „preux chevaliers, timides pastourelles“. Bayards Todtenklage ist erst vor der unheimlichen Marseillaise verstummt. Castelluz hat den Anne von Urfé immer für den Dichter der Todtenklage gehalten und wird wohl guten Grund

dazu gehabt haben, wenn sich auch weiter kein Beweis dafür hat beibringen lassen. Man hört's aber meist recht wohl heraus, wenn der Dichter sein eigenes Lied singt.

Der Oheim des Barons von Oroze und Chef des Hauses war Peter von Urfé, der Ritter von Sanct Michael und vom goldenen Vließ wurde, auch 1480 im Kriege gegen die Türken bei Otranto den Ritterschlag erhielt; der war Großstallmeister von Frankreich und Seneschall von Beaucaire unter Carl VIII. und Ludwig XII. Mit Gräfin Catharina von Polignac vermählt, zog er herab von der sturmumtosten Feudalburg seiner Ahnherrn und baute am Lignon das reizende Renaissanceschloß, la Batie, und daneben eine Münsterkirche mit Kloster, in gleicher Weise neuen Kunstgeschmack und alte Frömmigkeit erweisend. Peter stritt ritterlich unter König Carl bei Fornuovo, am Taro, endlich gegen den Sforza bei Novara, starb 1508 und ließ sich aus frommer Demuth nicht in, sondern vor der Thüre der Kapelle begraben. Sein Sohn war Claudius von Urfé, der dem Könige treu blieb, als der Connetable von Bourbon zum Kaiser überging; er empfing den Besuch des Königs

Franz in la Batie, wo er eine herrliche Bibliothek gesammelt hatte, er baute in der Abtei Bonlieu seiner lieben Hausfrau Johanna von Balzac ein Grabmal von Erz und Marmor, das weithin berühmt war; war Gesandter Heinrichs II. am Concil zu Trident und zu Rom, Gouverneur des Dauphin und der andern Kinder von Frankreich, starb 1558 und ließ sich in Bonlieu unter einem zierlichen Denkstein begraben. Sein Schloß la Batie d'Urfé konnte sich mit Chambord messen; deutsche und italienische Künstler hatten Schloß und Münster verschönert, es war da ein reicher Schatz von Antiken in Erz und Marmor, von Gemälden, Büchern und Seltenheiten. Sein Sohn Claudius II. wurde als Erbe seiner Mutter Baron von Entragues genannt, aber er fiel jung durch Mörderhand. Ihm folgte Jacob, der alle Güter und Titel der Familie vereinigte, sich mit Madame Renata von Savoyen, der Tochter von Claudius, souverainem Grafen von Tendes und der Enkelin des Anne von Lascaris, aus byzantinisch-trapezuntischem Kaisergeschlecht vermählte. Durch solche Ehe wurde Jacob von Urfé der Schwager des großen Connetable's Anne von Montmorency, ihm

gleich an katholischem Eifer, ihm gleich an Haß gegen die Guisen und die Hugenotten zugleich. Jacob von Urfé schlug bei Cognac den Admiral von Coligny und starb 1574.

Jacobs ältester Sohn war Anne von Lascaris, Graf von Urfé; der fünfte Sohn war Honorius von Urfé, Marquis von Valromey, der später als Dichter der Asträa berühmter wurde als sein Bruder.

So erzählte der Dichter aus seines Hauses bald blutig schrecklicher, bald glänzend prächtiger Geschichte und der schlichte brandenburgische Junker, der lauschend neben ihm herritt, begriff zum ersten Male ganz, was ein französischer Grandseigneur war; aber er fühlte sich neben demselben keineswegs gedrückt, denn ihn durchglühte der stolze Entschluß, selbst ein Haus aufzurichten, dessen seigneuriale Geschichte, sich wohl messen dürfe mit der des Hauses Urfé! Die Wogen jugendlicher Begeisterung gingen hoch dazumal in des Castelluz Herzen, hatte er doch auch schon den Anfang gemacht! Er war schon Besitzer einer französischen Baronie und mit der schönen Chastange hoffte er die großen Lehnsbesitzungen von Hautemarie zu erheirathen. So leidenschaftlich der Junker nämlich

die kühne Dame liebte, hatte er doch auch an deren Besitzungen von Anfang an wohl gedacht.

Wie der tapfere Wolf vor einem halben Jahrtausend die Gräfin Aymée mit den weißen Füßen geheirathet hatte und Stammvater der Urfé geworden, so wollte der Castelluz die Gräfin Chastange zum Weibe nehmen und der Stammvater eines berühmten Hauses werden.

Der Dichter aber erzählte auch von seinen eignen Schicksalen und Thaten; wie ihn sein großer Ohm von Montmorency in den Waffen unterrichtet, wie er früher schon die weißen Mädchen im Forez geliebt und an ihnen zum Dichter geworden, und er sprach so feurig, daß dem nüchternen protestantischen Junker beim Hören ganz seltsam zu Muthe wurde. Der Castelluz begriff die eigenthümliche Mischung nicht von glühender Liebe zum Weibe und glühender Begeisterung für den katholischen Glauben; ihm dünkte frivol und spöttisch der immerwährende Wechsel von gierigem Sinnengenuß und strenger Bußübung; ihm schien eine Verhöhnung eine Verehrung der heiligen Jungfrau, die sich kaum von der Anbetung einer schönen Hofdame, oder einer leichtsinnigen Edelfrau unterschied.

Dem deutschen Gefühle wird solche Vermischung immer widerlich bleiben; das französische Wesen aber vermag solche Gegensätze zu vermitteln und es erscheint bei den Franzosen manches kaum tadelnswerth, was bei den Deutschen abscheulich wäre.

Von zarter Jugend auf hatte Anne von Urfé mit Schwert und Feder für seine Kirche gestritten; sein Erbe hatte Heinrich II. zu einer Grafschaft erhoben, er war der erste Graf seines Hauses. Aber über diesem glänzenden Ritter- und Dichterleben hing, einer dunkeln Wolke gleich, seine Vermählung. Anne war jung und gegen seinen Willen mit einer reichen Erbin vermählt worden. Diese Dame war Diane von Chenillac, die Erbin von Messire Anton von Long, Herrn von Chenillac und Baron von Chateaumorand, dem reichsten Herrn im Beaujolais, deren kleine, überaus fette Person dem ritterlichen Dichter zuwider war, deren Unliebenswürdigkeit und fast unsinnige Leidenschaft für Hunde sprichwörtlich geworden in Frankreich.

Diese Dame war des Dichters böses Verhängniß und wurde es erst recht, als der Papst sie später von ihm geschieden und sie die Gemahlin seines

jüngern Bruders, des Marquis von Valromey geworden.

So zogen sie denn an der Seine schön bewaldeten Uferhügeln dahin die Beiden, sie rasteten zu Corbeil und niemals stockte die Unterhaltung; der Dichter hatte kaum noch je einen Mann gefunden, der so aufmerksam seinen Geschichten und seinen Gedichten gelauscht. Erst nahe dem Ziel der Reise bat er den brandenburgischen Junker artig, ihm doch nun auch aus seinem Leben Mittheilungen zu machen.

Ueber solche, doch sehr begreifliche Einladung ist der Castelluz ziemlich in Verlegenheit gerathen. Was sollte er erzählen? Von seines Hauses Klützow Adel hatte er die höchste Meinung, aber er wußte herzlich wenig von seinen Ahnen, hatte ja so eigentlich niemals in der Familie gelebt, niemals das Wonnegefühl des lieben Vaterhauses gehabt. Und von der Gegenwart, oder von den letzten zwei oder drei Jahren mochte er nicht reden. Wie er die Fürstin Cantecroix und die Gräfin Chastange glücklich aus Lothringen nach Paris gebracht, wie er dafür eine Compagnie bekommen und dann Capitain-Lieutenant der Gardecompagnie der Königin geworden,

wie er dieselbe in den kleinen Kämpfen der letzten Jahre nicht ohne Auszeichnung geführt, das Alles war dem Grafen von Urfé bekannt; von seinem innern Leben aber, von seiner Liebe zu der Gräfin Chastange, die schon auf jenem Zuge von Lothringen nach Paris begonnen hatte, durfte er aus Vorsicht schon nicht reden und hätte er geburft, so würde er doch Scheu getragen haben, seine keusche Minne vor dem leichtfertigen Frauenjäger zu enthüllen.

Doch er half sich noch leidlich, indem er von seinen Kämpfen auf der dalmatischen Küste, von seinem braven Herzbruder und von seiner ersten Liebe zu der schönen Angela auf der griechischen Insel erzählte. Uebrigens nannte der Castelluz vorsichtig niemals einen Namen, aber der Urfé belustigte sich höchlich über den kurzen, meist von einem derben, trockenen Humor gewürzten Vortrag seines Reisegefährten.

Endlich erzählte der Castelluz von seinem Abenteuer mit dem Schüler seines Großvaters, dem Genuesen Grimaldi in der deutschen Schenke zu Venedig, da wurde der Graf ganz Ohr und blickte sehr ernst, als schließlich der Erzähler der in Straß-

burg empfangenen Einladung gedachte, zu Paris in das Haus an der Ecke der Schreibergasse zu kommen.

„Und was fandet Ihr in diesem Hause, mein schöner Herr?“ fragte Anne von Urfé hastig, als der Capitain-Lieutenant schwieg.

„Ich bin noch gar nicht dagewesen!“ antwortete Castelluz einfach.

„Nicht möglich!“ rief der Graf und sah seinen Gefährten zweifelnd an.

Der Junker zuckte die Achseln.

„Wenn Ihr wirklich noch nicht dort gewesen seid, ich bezweifle Eure Worte nicht, so habt Ihr entweder keine Ahnung von der Bedeutung dieser Einladung, oder es ist in Euch kein Atom von Neugierde!“

Der Graf sprach das in sichtlicher Aufregung.

„Ich bin sonst neugierig genug,“ erwiderte Castelluz gleichmüthig, „aber je länger desto mehr spüre ich eine Abneigung gegen das geheimnißvolle Treiben dieses alten Mannes, von dem ich nur weiß, daß er einer geheimen Verbindung angehört hat, die meiner Mutter Vater einst geleitet, dann aber gewiß mit gutem Grund verlassen hat. Dieses Geheimniß,

selbst wenn es eine große Bedeutung hätte, reizt mich nicht, sondern stößt mich zurück. Ueberdem habe ich auch wirklich noch keine Zeit gehabt, jenes Haus zu besuchen; ich war, so oft ich in Paris war, stets im Dienst meiner gnadenreichen Königin beschäftigt."

„So habt Ihr denn wirklich keine Ahnung, Ihr seltsamer Mann, wessen Eigenthum das Eckhaus in der Schreibergasse?"

Der Graf sah den Castelluz forschend an, dieser schüttelte lächelnd sein Haupt.

„Das Haus" erklärte Anne von Urfé höchst wichtig, „gehört dem großen Nicolaus Flamel und seiner Gattin, der Dame Pernella."

Der Dichter wurde beinahe böse, als diese Namen ganz und gar keinen Eindruck auf den Castelluz machten.

„Ich kenne diese Herrschaften wirklich nicht!" sagte sich fast entschuldigend der Junker.

„Das glaub' ich," brach der Graf halb lachend halb unwillig aus, „denn seit dem Jahre 1394 hat Niemand den Nicolaus Flamel noch die Dame Pernella zu Paris gesehen, aber dennoch leben die Beiden

noch heute und noch heute sind sie Besitzer jenes Eckhauses in der Schreibergasse."

Jetzt sah Castelluz den Grafen bedenklich an, dieser aber beeilte sich und sprach hastig: „Habt Ihr nie davon gehört, Herr, daß sich in den ersten christlichen Zeiten ein Bund weiser und gelehrter Männer bildete, welcher die uralte heidnische Weisheit in ihrer Läuterung durch das Christenthum bewahrte, solchen Schatz später durch der Araber besondere Kunden vermehrte und daraus eine sonderbare Geheimlehre bildete, welche die Besitzer derselben zu übermenschlichen, mächtigen Wesen macht."

Aehnliches hatte der brandenburgische Junker wohl oft genug vernommen, es dünkte ihn nur verwunderlich, den Grafen gerade so sprechen zu hören.

„Die Mitglieder dieses Bundes," fuhr Anne von Urfé fort, „besitzen das magisterium magnum, lapidem philosophorum, das große Geheimniß der Projection, den Stein der Weisen. Mit einem Gran von diesem Stein wird viel unedles Metall in Gold verwandelt, dieser Stein als Universalmedicin sichert den Adepten Gesundheit und die Fülle der Manneskraft auf Jahrhunderte; habt Ihr nie von Raimun-

dus Lullus gehört, der für den König Edward II. von England in der St. Catharinen-Kirche zu London gewaltige Massen von Gold fabricirte? Aus diesem Gold wurden die Rosenobles geprägt, mit denen der König die Kosten des Kreuzzuges deckte. Solcher Adepten gehen immer noch etliche unter uns einher, sie halten sich aber tief verborgen, weil die Habsucht und die Goldgier der Großen sie zwingen würden, ihre Geheimlehre Preis zu geben. Wird nun ein solcher Adept erkannt und geräth in Gefahr, so flüchtet er sich nach Asien; dort leben in unbekannten, abgelegenen Gegenden die Adepten in kleinen Gemeinden zusammen ein stilles, freudiges Leben. Dort lebt auch noch der Adept Nicolaus Flamel und seine Gattin Pernella!"

„Und woher wißt Ihr das Alles, mein Herr Graf?" fragte Castelluz, seinen Unglauben höflich verbergend.

„In meinem Schlosse la Batie" versicherte der Graf, „liegt eine Schrift, ein Brief an meinen eignen Großvater Claudius von Urfé aus dem Jahre 1533, in welcher der Schreiber, ein Franciscaner von Montbrison, der große Reisen gemacht hat, mit

klaren Worten erklärt; daß in einer Oasis der arabischen Wüste Nicolaus Flamel und Dame Pernella noch im Jahre 1524 in blühender Gesundheit gelebt hätten. Er habe die Nachricht, schreibt er, von einem Derwisch, der mit Beiden öfter verkehrt habe. Dieses Zeugniß aber," meinte der Graf, „ist ganz unanfechtbar."

Nur aus Höflichkeit verschwieg der Castelluz seine entgegengesetzte Ansicht; er bezweifelte zwar den guten Glauben des Franciscaners von Montbrison gar nicht, war aber der Ansicht, daß der Derwisch dem Priester etwas vorgelogen habe.

Der Graf zählte nun die wohlthätigen Stiftungen auf, welche Nicolaus Flamel in Paris gemacht und Castelluz bekannte sich selbst, daß ein Mann, der so viele Stiftungen hinterlassen konnte, allerdings über große Schätze geboten haben müsse, aber mißtrauisch blieb er doch. Ferner hob der Graf hervor, daß der Bewohner und scheinbare Besitzer von Flamels Haus, dasselbe niemals seiner Familie hinterlasse, sondern stets einem Freunde vermache; er sei also nicht Besitzer, sondern Verwalter; der wirkliche Besitzer, nämlich Flamel, lebe noch und bezeichne stets den neuen

Verwalter. Auch das war freilich merkwürdig, aber der Castelluz war doch nicht überzeugt.

Anne von Urfé, ganz beherrscht von dem Glauben an die tinctura universalis, an die Unsterblichkeit, oder doch ein sehr hohes Alter verleihende Universal-Medicin, die Goldmacherkunst und den Stein der Weisen, geheime Wissenschaft überhaupt, konnte die mißtrauische Zurückhaltung des brandenburgischen Junkers durchaus nicht begreifen. Uebrigens war Urfé's Glauben an geheime Wissenschaft der herrschende Glaube dieser und noch viel späterer Zeiten und in der Nachkommenschaft des tapfern Wulf und der Aymée mit den weißen Füßen war der Eifer für den Stein der Weisen, der Umgang mit Laboranten, die Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit Adepten, fast erblich geworden.

„Ihr werdet sicherlich morgen das Haus Nicolaus Flamels in der Schreibergasse besuchen?“ begann Anne von Urfé wieder, der es nicht vermochte, sich von diesem Gegenstand sofort loszureißen.

„Mein schöner Graf,“ entgegnete Castelluz ruhig, „wenn ich allein wäre und ganz frei meiner Neigung folgen könnte, so würde ich wahrscheinlich, dieses

Haus nicht betreten, denn meine Scheu vor dem Verkehr mit Mitgliedern einer geheimen Verbindung, in welcher ich, durch die Einladung in Nicolaus Flamels Haus, dessen Bedeutung Ihr erst mir klar gemacht habt, eine Verbindung von Adepten erkenne, ist dadurch nicht geringer, sondern größer geworden. Allerdings hat mein theurer Großvater dieser Verbindung einst angehört, ist wahrscheinlich wie ich Euch schon sagte, sogar ein Haupt derselben gewesen, aber er ist aus derselben ausgeschieden. Ich kenne seine Gründe für dieses Ausscheiden nicht, aber ich vermuthe sie, er hat die Verbindung wahrscheinlich nicht für vereinbar mit der christlichen Freiheit eines Protestanten gehalten. Da es mir aber scheint, mein schöner Graf, daß Euch die Sache sehr am Herzen liegt, so werde ich nicht ermangeln, Flamels Haus an dem ersten Tage zu besuchen, da ich die Ehre Eurer Begleitung genießen kann!"

„Ihr seid verbindlich, Herr!" rief der Graf überrascht; der Junker hatte seinen Wunsch errathen, was eben keine Hexerei war, was aber den Urfé doch unangenehm berührte, weil er dabei wiederum, wie in diesen Tagen schon mehrere Male, das

Gefühl der geistigen Ueberlegenheit des deutschen Barons hatte.

Das führte ihn zu dem sonderbaren Gedanken, der aber bei der Geistesrichtung des Dichters so fern gar nicht lag, daß der Castelluz vielleicht selbst ein Adept sei, der in einen Kriegsmann verkleidet durch die Lande ziehe und sich gegen ihn nur so fremd stelle, um sein Geheimniß desto besser zu wahren. Hatte er doch schon beim Einzug der Königin Louise in Fontainebleau den funkelnden Degengriff des Capitain-Lieutenants bewundert und dabei unwillkürlich den Gedanken gehabt, daß das Gold Adeptengold sein müsse. Die eigenthümliche geistige Anziehungskraft, die Castelluz auf ihn übte, fand darin auch eine passende Erklärung. Und konnte dann der deutsche Baron nicht auch nach Frankreich gekommen sein, gerade um ihn, den Anne von Lascaris, den Vertreter eines Geschlechts, welches sich immer um das Magisterium magnum gereiht hatte, zu prüfen, um ihm das große Geheimniß zu übertragen?

Wenn man sich solchen Gedanken einmal hingiebt, so führen sie oft sehr weit, hat man erst einmal angeknüpft an das Geheimniß, so ist man bald

der Sclave des Geheimnisses und handelt und lebt nur noch unter dem Einfluß desselben. Es war unter dem Einfluß solcher Gedanken, als der Graf zu seinem Begleiter sagte: „Es wird mir eine große Ehre sein, mit Euch das Haus Flamels zu betreten; es wird, ich bin überzeugt davon, dieser Besuch nicht nur Euch, sondern auch mir heilbringend sein. Ich denke mir, daß die Adepten Euch, als den Enkel ihres ehemaligen Meisters, dankbar mit ihrem Gold unterstützen wollen und Gold kann Euch zu einem großen Manne machen."

Jetzt schaute Castelluz auf, daran hatte er noch nicht gedacht, aber der Gedanke lockte ihn und er fand sich sehr einfältig, daß ihm bis jetzt niemals diese doch so nahe liegenden Gedanken gekommen.

„Ihr seid ein trefflicher Kriegsmann, mein schöner Herr," fuhr der Graf fort, „aber mit dem Degen allein werdet Ihr kein Glück machen, zumal da Ihr als Garde-Capitain der Königin kaum zu einer großen Action kommen werdet; auch dürft Ihr als solcher, Euch nicht durch Werbung bereichern. Eine Erbtochter aus einem reichen und mächtigen katholischen Hause könnt Ihr als Protestant auch nicht heirathen

und den Hugenotten seid Ihr durch Euren Dienst bei der Königin verdächtig. Es bleibt Euch die Gunst des Hofes, Titel und Würden könnt Ihr erlangen, aber doch auch nur untergeordnete, so lange Ihr ein Protestant bleibt. Die ganze Sache aber gewönne ein anderes Ansehen, wenn Ihr in Flamels Hause Gold, viel Gold erhieltet. Mit Gold könntet Ihr das französische Königthum so mächtig machen, daß es die Guisen wie die Hugenotten zur Ergebung zu zwingen und den Frieden im Lande herzustellen vermöchte. In diesem Falle aber würdet Ihr große Thronlehen mit dem Herzogstitel verlangen können; Ihr könntet bei Euren Gaben der erste Mann in diesem Lande sein!"

Die Rede klang zu verlockend, um nicht sofort das ganze Mißtrauen des Brandenburgers zu erwecken. Sein Mißtrauen richtete sich zunächst gegen den Grafen selbst; wollte der ihn verlocken? und wozu? Er beruhigte sich darüber, rasch den Gang des Gesprächs überdenkend, und mit spitzem Lächeln sagte er abwehrend: „Hört auf, mein schöner Graf, Ihr sprecht wie ein Poet und ich bin in Gefahr von Euch hingerissen zu werden. Ich theile nicht Euer

Vertrauen auf die goldene Hülfe aus Flamels Hause und es muß dabei bleiben, daß ich mir mit dem Schwert erwerbe, was in meinen Wünschen liegt.“

Gewisser Aufträge gedenkend fragte der von Urfé jetzt geradezu: „Sagt mir doch, würdet Ihr unter glänzenden Bedingungen zur Kirche zurückkehren? Blickt nicht so finster, Herr, ich frage aus Freundschaft, ich frage, weil ich Euch hochschätzen gelernt habe, ich frage, weil ich Euch durch einen Wink nützen kann!“

„Ich kann niemals katholisch werden!“ erwiderte Castelluz sehr ernsthaft.

„Ihr haßt die Kirche?“ fragte Anne von Urfé aufgeregt.

„Ich hasse die römische Kirche nicht,“ versetzte Castelluz nachdrücklich, „ich ehre sie, denn sie ist über ein Jahrtausend die Trägerin des Christenthums und die Lehrmeisterin der Völker gewesen, sie ist es noch für Viele, für ganze Völker, sie wird es sein, so lange es noch Leute giebt, welche eine Lehrmeisterin bedürfen. Wir Protestanten aber bedürfen keiner Lehrmeisterin mehr, wir sind Männer, die, in christlicher Freiheit, ihr Leben selbst nach dem Wort Gottes zu richten wissen!“

„Laßt's gut sein, laßt's gut sein!" bat Urfé gutmüthig lachend, „auf das Predigen versteht Ihr Euch Alle gut genug, sagt mir noch einmal, daß Ihr es für unmöglich haltet, katholisch zu werden; vergeßt nicht, daß Euer Landsmann der Graf von Nanteuil, der Schönberg, auch katholisch geworden ist!"

„Es sei fern von mir, meinen berühmten Landsmann und freundlichen Gönner zu tadeln," antwortete Castelluz, „aber diesem, seinem Beispiel werde ich nicht folgen, niemals!"

„Nun denn, Ihr hartnäckiger Ketzer," warnte der Graf, den Ernst der Warnung heiter verkleidend, „dann hütet Euch, wenn man Euch eine katholische Erbtochter als Lockspeise zeigen sollte!"

Trotz seiner Selbstbeherrschung verrieth Castelluz hinlänglich seine Ueberraschung.

„Sprecht nicht, fragt nicht," fuhr der Dichter heiter fort, „ich werde Euch gleich selbst sagen, was ich Euch sagen kann. Seht, Ihr seid ganz der Mann, wie die Politik des Hofes ihn braucht, so lange Ihr nämlich nicht mächtig genug seid, um Euch nicht mehr brauchen zu lassen. Also wird man sich hüten, Euch wirklich mächtig werden zu lassen, aber man wird Euch fortwährend

ködern, man wird Euch in vornehme Liebschaften zu verstricken suchen, man wird Euch den herrlichen Preis in der Ferne zeigen, man wird ihn aber dem Ketzer niemals geben. Es sind da immer einige Erbtöchter zur Hand bei Hofe, welche den Hugenotten als Lockspeisen vorgehalten werden. Seht, da ist die Gräfin Flora Taillefer, Ihr müßt das hübsche Frätzchen bemerkt haben, die ist schon drei oder vier Hugenotten zugesagt gewesen mit all ihren Gütern, das arme Ding hat aber noch immer keinen Mann, obwohl ein paar dieser armen Narren redlich um sie gedient haben. Diese kleine Flora ist nun im Grunde ein gutmüthiges Mädchen, aber es giebt auch schlimme Gesellinnen dabei, wahre Höllenengel, aller Teufeleien voll; die Marquise von Briancon hat mit ihren sechs reizenden Töchtern nicht umsonst den Namen: die sieben Todsünden empfangen. Aber selbst diese sind nicht die schlimmsten, sondern das sind Diejenigen, die in scheußlicher Heuchelei die tiefste Verderbniß mit der Maske der Tugend und Frömmigkeit decken, wie Dame Claire von Beaupoil, oder Dame Chastange von Hautemarie, listiger jene, gewaltthätiger diese, sich gegenseitig helfend, hat dieses verbrecherische Paar

oft eine sehr eingreifende Thätigkeit entwickelt. Wäre nicht der Oheim der Beaupoil ein Erzbischof, wäre die Hautemarie nicht eine Verwandte der Königin, wir hätten vor einigen Jahren einen entsetzlichen Proceß erleben können. Und wer sieht das diesen jungen und schönen Geschöpfen an?"

Der Urfé hatte recht wohl bemerkt, daß Castelluz, wie von einem Schlage getroffen, zusammenfuhr, als er den Namen der Gräfin von Hautemarie nannte, daß er dann die Zähne zusammenbiß und krampfhaft den goldenen Griff seines Schwertes umkrallte, aber er that, als bemerke er nichts und fuhr fort: „So beschaffen ist die Lockspeise, die man tapfern Männern zeigt, und wahrlich sie wären eigentlich noch beklagenswerther, wenn man ihnen ehrlich solche Belohnung ließe; sie müssen es wirklich noch als eine große Gunst betrachten, daß man sie um ihrer Mühen Preis betrügt. Das ist meine treu gemeinte Warnung, mein schöner, deutscher Freund!"

„Ist die Gräfin Chastange wirklich so schlimm?" fragte Castelluz, und nicht das geringste Beben der Stimme verrieth die gewaltige Aufregung, in welcher er sich befand, „Ihr wißt, ich kenne die

Dame, ich führte sie vor etlichen Jahren aus Lothringen hierher!"

„Ich weiß," erwiderte Urfé, „mit der Cantecroix, von der hat sie die Heuchelei gelernt und auch das Giftmischen; sie wurde damals hierher geholt, um den besten Feldherrn der Hugenotten, den Prinzen von Condé zu bezaubern, der aber kam, zu seinem Heil, damals nicht an den Hof und ging nach Deutschland. Drei Jahre hat Chastange damals im Exil zu Hautemarie geschmachtet, sie ist schöner und teuflischer wiedergekommen!"

„Aber was wirft man denn der Gräfin Chastange vor? was hat sie gethan?" fuhr Castelluz dann doch mit einiger Heftigkeit heraus.

Der Graf blickte ihn tadelnd an, dann sagte er langsam: „Mein schöner Herr, wer das ausspricht, was Ihr verlangt, der hat auch die Pflicht, es zu beweisen; wer es aber unternimmt, solche Beweise zu führen, der legt sich eines Abends gesund zu Bett und wird am Morgen todt gefunden! Daran laßt Euch genügen!"

Es war dem von Urfé sehr recht, daß sie sich jetzt gerade der Hauptstadt näherten und auf einem

gut gehaltenen Pfade an dem äußeren Graben der Befestigungen bis zum Flüßchen Bievre hintrabten, denn er sah ein, daß der brandenburgische Junker zur Stunde einer überladenen Pistole glich, welche die Hand zerschmettern mußte, die sie abfeuerte. Er hatte aber wirklich wohlwollende Absichten, als er sich so starke Warnungen erlaubte, er that sie nicht allein, um der Königin-Mutter Befehle zu erfüllen, seine eigene persönliche Theilnahme für den Junker, der in seinen Augen entweder selbst Adept, oder doch der Schützling mächtiger Adepten war, machte sich ihm immer stärker fühlbar.

Als man sich der Brücke über die Bievre und den Befestigungen näherte, welche damals an dieser Stelle die Vorstadt Sanct Anton deckten, zügelten die Herren ihre Rosse, um die Dienerschaft herankommen zu lassen.

Der Dichter hatte die zwölf wohlbewehrten Diener bei sich, mit einem kleineren Gefolge konnte ein Herr von dem Range des Grafen von Urfé damals gar nicht reiten; dem Capitain-Lieutenant folgten außer dem deutschen Christ mit dem silbernen Graumann nur noch zwei sogenannte Schatten, das

heißt Reiter, die seine persönlichen Diener waren, aber in der Besoldung seiner Compagnie mitgezählt wurden und auch mit in Reihe und Glied traten, wenn die Compagnie besonders zahlreich erscheinen sollte; standen die Garde-Reiter in Linie, so bildeten die Schatten, die oft sehr zahlreich waren, die zweite Linie.

Es war also eine ganz stattliche, gut bewaffnete Reiterschaar, welche an jenem Nachmittag, an dem berühmten Schloß der Bastille vorüber, in die lange, schmutzige Straße einritt, welche die ganze Antonsvorstadt schneidet.

Die Wachen an den Brücken und in den Außenwerken ließen zwar den Reitertrupp passiren, denn der Graf von Urfé war den commandirenden Officieren persönlich bekannt genug, wie die achtungsvollen Begrüßungen verriethen, während die schwarzen Harnische und die goldenen Lilien am Helmkamm des Castelluz und seiner Diener als Abzeichen der Leibwachten der Königin Niemandem fremd sein konnten, — dennoch war etwas in der Haltung der Leute, was dem Grafen auffiel.

Er wendete sich an den Capitain-Lieutenant und

sagte: „Es ist in diesem alten Neste entweder etwas vorgegangen, oder die Leute erwarten etwas?"

Diese Bemerkung erst weckte Castelluz aus seiner Versunkenheit, er richtete sich hoch auf im Bügel, schaute rückwärts nach dem Brückenthor, schaute vorwärts in die Straße hinein, so weit das die Krümmung gestattete, und sagte dann: „Ihr habt recht, die Leute sind in Aufregung, da schleppen sich zwei mit ihren schweren Partisanen, das thun diese Bürger nicht umsonst!"

„Und an Arquebusen fehlt es auch nicht," fuhr der Graf fort, auf einen kleinen Trupp deutend, der sich oben in eine Nebengasse verlor, „laßt uns scharf reiten, es ist nicht angenehm, so ganz wider Willen in einen dieser Straßenkämpfe verwickelt zu werden, in denen gar keine Ehre zu gewinnen ist!"

Sie ritten schärfer, aber die Unwegsamkeit der Straße bot ihnen stets neue Hindernisse. In den Thüren standen bewaffnete Bürger, die ihnen drohend oder höhnisch, aber schweigend nachblickten.

Die Reiter des Grafen fragten hier und da die Begegnenden nach dem Grunde der Aufregung, erhielten aber meist keine Antwort, bis sie endlich

Bayerische Staatsbibliothek München

erfuhren, daß die Sechszehner das Haus eines ehemaligen Parlamentsraths „von der Religion," d. h. eines Hugenotten, zerstört hatten und daß es wahrscheinlich noch zu weiterer Thätigkeit der Art kommen werde.

Die Sechszehner, so nach den sechszehn Stadttheilen von Paris genannt, bildeten einen Bund der fanatisch katholischen Bürgerschaft von Paris, eine stets schlagfertige Miliz für die Guisen; sie waren der eigentliche Kern der heiligen Ligue, der mit vielen Städten in fester Verbindung stand. Ein weißes Kreuz an Hut und Arm war das gefürchtete Abzeichen.

„Das ist ernsthaft," meinte der Graf, auf die Bastille deutend, „die Zugbrücken sind aufgezogen!"

Noch ein Stück weiter hinein in die Straße, und die Reiter mußten ihre Rosse im Schritt gehen lassen, denn sie befanden sich mitten in einer Menge, die aber großentheils nicht bewaffnet war.

„Gebt Raum, Ihr guten Leute, gebt Raum!" rief der von Urfé ein Paar Mal.

Unwillig, mürrisch und murrend wurde Platz gemacht, der Graf bemerkte jetzt aber genau, daß

grade seine Person der Gegenstand argwöhnischer Aufmerksamkeit war.

Das Gedränge wurde immer stärker und nun sah man auch immer mehr weiße Kreuze und immer mehr Bewaffnete.

Auf dem kleinen Platz, wo die alte Antons-Kapelle gestanden, versuchten es schon Einige vom Volk, sich zwischen die Glieder der kleinen Schaar zu drängen und so die Reiter zu trennen, was ihnen doch nicht gelang.

Das dumpfe Murren der Menge, die finstere Drohung in allen Gesichtern machte einen peinlichen Eindruck auf die tapfern Herzen.

„Halt! für wen seid Ihr?“ schrie plötzlich Einer mit dem weißen Kreuz und mehrere Partisanen streckten sich den Reitern entgegen.

Es entstand eine tiefe Stille auf dem kleinen Platz.

„Für den guten Gott und die Königin Louise!“ zeterte des Castelluz Stimme schneidend und seine Klinge blitzte auf.

„Danach hast Du Schurke nichts zu fragen!“ donnerte der Graf hinterher, ebenfalls sein Schwert ziehend.

Die Partisanen sanken nieder und die Reiter trabten vorwärts, aber nun brach die Menge in ein wüthendes Geheul aus, Verwünschungen aller Art stiegen zum Himmel auf und einige Schüsse knallten; die Herren begriffen Beide, daß ihnen nur die Ueberraschung den Durchzug verschafft, Keiner bezweifelte mehr, daß es zu einem Kampfe kommen müsse.

„Es soll schmutziges Blut fließen!" rief der adelstolze Bailli vom Forez mit einer Geberde des Widerwillens, die den höchsten Grad des Adelstolzes anzeigte.

Castelluz antwortete nicht, er trieb sein Roß vorwärts und in der nächsten Minute stob die Reiterschaar hinaus auf den kurz zuvor eingeebneten alten Kirchhof wo das Gedränge weniger dicht war, wo die Reiter Raum hatten, ihre Rosse zu tummeln, kurz, wo sie wenigstens mehr Aussicht hatten, sich länger zu wehren, als in die enge Straße eingekeilt.

Sie säuberten auch im ersten Anlauf, sich in eine lange Linie ausbreitend, einen Theil des Platzes, aber sie begriffen auch, daß ihre Lage hoffnungslos war, denn von drei Seiten her quoll bewaffnetes

Volk auf den Kirchhof heraus und von einem Neubau her wurden einzelne Schüsse auf sie abgefeuert.

„Die Bienen schwärmen," rief Urfé fast heiter, „ohne böse Stiche bringen wir unser glattes Fell hier nicht durch! aber ich muß doch, zum Teufel, wissen, was das bedeutet!"

Er warf sein Roß herum, sprengte gegen den nächsten Schwarm an und rief einem stattlichen Bürger zu: „Sagt mir doch, Meister, was all dieses Lumpenpack von mir will?"

„Ergebt Euch, Prinz, ergebt Euch, gnädigster Herr!" brüllten jetzt hundert Stimmen.

„König kann ich nicht, Prinz will ich nicht, Urfé bin ich!" antwortete der Dichter lachend.

„Ergebt Euch, Prinz, Ihr seid verloren, ich bin der Prevot der Oelhändler!" mahnte der Bürger.

„Der Bursch ist betrunken!" damit wendete sich der Graf verächtlich ab und trabte zu der kleinen Schaar zurück, die völlig rathlos stand, aber auch noch nicht angegriffen war, denn selbst gut bewaffnete Bürger zu Fuß wagten damals nicht so leicht, einen Edelmann zu Roß anzugreifen.

Unter dem Geschrei: „für das Banner! für das

heilige Kreuz!" lief wohl hier und da ein Trupp vor mit gesenkter Partisane, wich aber sofort eilig zurück, wenn die Reiter eine Gegenbewegung machten. Die Kugeln trafen sehr selten, da die Reiter hin und her ritten, also kein festes Ziel boten.

„Es bleibt uns nichts übrig, als uns durchzuschlagen!" sagte Castelluz zu dem Grafen, als endlich einer der Reiter durch den Kopf geschossen unter dem wilden Jubel der Menge vom Roß stürzte.

„Wir können nicht durch die Partisanen brechen, wir sind zu wenige, der Stoß ist schwach!" entgegnete der Graf sinnend.

Plötzlich schmetterte ein einzelner Trompetenstoß, dem eine rasche Fanfare folgte, eine tiefe Stille trat ein, Alles lauschte, dann brach die Menge in einen hellen Jubelruf aus, aus einer Gasse hervor kamen endlich in vollem Trabe etliche dreißig Reiter, die mit dem Feldgeschrei: „Tremblez! tremblez!" auf die rathlose Schaar ansprengten.

Der Graf aber stellte sich in die Bügel und schrie mit lauter Stimme: „Urfé en haut! hierher Tremblay!"

„Tremblez! Tremblez!"

Die Reiter waren heran, ein alter langer Cavalier, das Faustrohr in der Hand, begrüßte den Grafen ehrerbietig.

„Mein schöner Vetter, der Baron de Tremblay, kommt uns zu Hülfe," so stellte Urfé den Helfer dem Castelluz vor und fügte scherzend hinzu: „ohne Euch, guter Vetter, wäre aus dem Urfé en haut! jetzt wahrscheinlich schon Urfé en bas! geworden!"

„Nehmt Euch in Acht," sagte der Baron de Tremblay ernsthaft, „wir kommen nicht aus dieser Falle, ohne Federn zu lassen; da, sie fangen wieder an zu schießen!"

„Aber was will denn dieses gute Volk von Paris von mir?" fragte der Graf.

„Von Euch, gar nichts, mein großer Vetter," entgegnete der Baron und gebot seinen Reitern durch einen Wink, Kreis zu schließen, „aber man hält Euch für den Prinzen von Condé, man glaubt, daß die Königin-Mutter den Herrn Prinzen durch einen Officier der Garde der Königin Louise zum Könige führen läßt, um Frieden zu schließen; da sind die Sechszehner aufgestanden, um ihn gefangen zu nehmen, wie ich glaube auf Befehl des Großpriors. Glück-

licherweise habe ich von der Thorwache, wo Ihr erkannt wurdet, einen Wink erhalten und konnte Euch mit diesen Burschen, die ich für den König geworben, zu Hülfe kommen. Aber seht, mein großer Vetter, das Pack stellt sich ordentlich in Schlachtordnung, das giebt einen bösen Kampf, denn diese Fleischer hacken und diese Gerber gerben mit gewaltiger Kraft! Wir müssen durch die Florentin-Gasse durchbrechen, kommt mein großer Vetter; schließt Euch! tremblez! tremblez!“

Während der Baron seine Reiter ordnete, so daß er mit Urfé und Castelluz die Spitze nahm und hinter ihnen Christian mit Graumann und den Waffenleuten Urfé's, schwieg ganz plötzlich wieder das tobende Geschrei der Menge, aus der Florentinsgasse aber, durch welche die Reiter ausbrechen wollten, schwankte eine Fahne hervor, weiß mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, die ein Schiff, das Stadtwappen von Paris, in den Händen trug und tausend Stimmen sangen:

Das Schifflein, das will schwimmen,
Schlagt fromm ein Kreuz dazu,
Die Ketzer, schlagt sie nieder,
Aber schlagt immer zu.

Das Schifflein, das will schwimmen
Auf einem rothen Strom,
Den Segen giebt zum Siege
Der heilige Vater in Rom.

Das Schifflein, das will schwimmen,
Denn es ist hohe Fluth,
Wir woll'n uns kaufen den Himmel
In rothem Ketzerblut.

Einen erschütternden Eindruck machte der wilde Gesang, selbst der leichtlebige Dichter konnte den Eindruck nicht gleich abschütteln, nur Castelluz blieb kalt, das dunkle Auge bohrend auf den Zug geheftet, der aus der Gasse heraus langsam mit vorgehaltenen Partisanen, wie ein Igel von Stacheln starrend, auf sie einrückte, während zugleich die Massen in ihrem Rücken sich in Bewegung setzten.

„Wenn wir jetzt einschwenken und uns dicht an der Gasse auf den Zug werfen, so schneiden wir die Schlange mitten durch und haben es nur mit dem Schwanz zu thun!“ flüsterte Castelluz dem alten de Tremblay zu.

„Das ist ein guter Gedanke!“ entgegnete der; sein Befehlruf erklang, die Trompeten schmetterten und dahin sauste der Reitertrupp, Alles vor sich nie-

derwerfend; es fiel der Stoß mit voller Wucht auf den Zug der Sechszehner und stäubte ihn auseinander. Aber nun begann ein harter Kampf, denn eng gekeilt standen die Sechszehner in der Florentinsgasse; sie ließen sich niederreiten, aber sie wichen nicht, es ergab sich nach einem fast viertelstündigen blutigen Gemetzel die Unmöglichkeit durchzudringen. Die Reiter mußten zurück, nach hartem Verlust wurden sie aus der Gasse heraus wieder auf den Kirchhof getrieben, dort aber vereinzelt von allen Seiten grimmig angefallen.

Der Baron de Tremblay befahl dem Reste der Mannschaft, sich nach dem Neubau zurückzuziehen, Castelluz, Christian und Graumann deckten den Rückzug. Castelluz focht mit einer solchen Umsicht, selbst in diesem Gedränge, vertheidigte sich so glorios, daß die Feinde von ihm abließen und ihm erst nach einem bedeutenden Zwischenraum folgten. Ja, wie die Pariser sind, man rief ihm Beifall zu, und dann schoß man doch wieder nach ihm. Auch der gewaltige Hund flößte dem Volke große Furcht ein und doch that er eigentlich wenig Schaden, denn er packte nur die Leute, die Castelluz oder Christian anfielen,

riß sie nieder und ließ sie liegen; aber allerdings war das eine sehr nützliche Hülfe. Die größte Kaltblütigkeit in diesem Kampfe zeigte, ohne daß es eben auffiel, Freund Christian, der immer nur focht, um seinen Herrn zu decken, nie sich zu einem Angriff verleiten ließ, aber stets zur Abwehr bereit war. So wnrden die Reiter bis zu dem Neubau gedrängt, dessen unfertige Mauern und Gerüste jetzt dicht mit Sechszehnern besetzt waren; die Reiter waren die Besiegten, sie waren auf die Hälfte etwa schon zusammengeschmolzen. Graf Urfé und der Baron de Tremblay bluteten aus mehreren Wunden; Castelluz hatte nur eine Schramme, Christian hatte zwar mehrere Hiebe mit den Partisanen auf den Schädel erhalten, der letzte Schlag hatte sogar die Eisenhaube zertrümmert, aber auch das schien ihm keine Kopfschmerzen erzeugt zu haben.

Der Baron ordnete auf's Neue die Schaar zum Angriff, denn die Sechszehner begannen abermals ihr entsetzliches Schlachtlied zu heulen, in dessen Gebrause sich das dumpfe Getöse der Glocken mischte, denn von allen Thürmen wurde jetzt Sturm geläutet.

Plötzlich rief der Graf von Urfé mit seiner

heiseren Stimme: „Plagt Euch denn der Teufel, Herr von Angoulème, daß Ihr hier gute katholische Edelleute wie Schlachtvieh abthun lassen wollt von diesen schmutzigen Metzgern?“

„Was ist denn das?“ fragte ein Herr im schwarzen Mantel mit dem großen weißen Malthesser-Kreuz darauf, „wo kommt Ihr denn her, mein schöner Vetter von Urfé?“

„Hole der Teufel diesen blutigen Bastard!“ fluchte der Baron de Tremblay leise, obgleich ihm dessen Erscheinung in diesem Augenblick das Leben rettete.

Der Herzog Heinrich von Angoulème, ein Bastard König Heinrichs II., Malthesser und Großprior von Frankreich, ein Anhänger der Guisen zwar, aber auch öfters Farbe wechselnd, stieg von dem Gerüst auf die Mauer herab und sprang dann zu Boden, reichte dem Grafen von Urfé die Hand und bat höflich, derselbe möge dieses kleine Mißverständniß entschuldigen, die guten Leute von Paris hätten ihn für den Prinzen von Condé gehalten.

Der Graf sagte diesem lieben und schönen Vetter eine Menge von Bosheiten, worüber dieser nur

lachte, dann aber doch gegen die nächsten Haufen vorging und den Weißbekreuzten sehr herrisch befahl, sich nach Hause zu packen, welcher Befehl ziemlich mürrisch und widerwillig befolgt wurde, denn wenn die Menge einmal Blut geleckt hat, so hat sie Gier nach mehr. Einige Hauptleute wollten auch noch Vorstellungen machen, aber der Großprior donnerte sie grimmig an und drohete mit Ohrenabschneiden, wenn sie sich wieder unterständen, gute katholische Edelleute, wie seinen schönen Vetter, den Grafen von Urfé, anzufallen. Die Hauptleute schulterten ehrerbietig ihre Partisanen und zogen ab.

„Bei dem Achtspitzenkreuz!" rief der Großprior lachend, „diese würdigen Prevots, Syndici und Schöffen hatten gar nicht übel Lust, Euch ein wenig Blut abzuzapfen, mein schöner Vetter, nur um nicht umsonst ihre Partisanen ausgetragen zu haben!"

„Sie kosten mich Menschen und Pferde genug, Herr Herzog, diese Partisanen!" bemerkte der Baron de Tremblay mürrisch.

„So wird dieses armen Königs Rechnung um so länger," spottete der Großprior, „was weder für meinen königlichen Herrn und Vetter, noch für Euch

einen Unterschied macht, denn bezahlt wird die Rechnung, lang oder kurz, doch niemals. Werbt für uns, Baron, wir bezahlen unsere Rechnungen!"

„Ja, ja," antwortete der Baron, „Ihr bezahlt, aber mit einem Partisanenstoß, oder einer Pistolenkugel!"

Während sich nun Urfé und Tremblay ihre allerdings nur leichten Wunden von ihren Leibdienern verbinden ließen, während die Leichen und Verwundeten von beiden Parteien entweder von den Verwandten und Freunden, oder von Mitgliedern besonderer Brüderschaften nach den Hospitälern, oder nach ihren Häusern geschafft wurden, sammelte sich um den Großprior von Frankreich, welcher fortfuhr sich heiter mit seinen Gegnern durch Mißverständniß zu unterhalten, nach und nach sein ganzer Generalstab, wenn man das so nennen will.

König Heinrichs Bastard hielt es meist mit den Guisen, obwohl er ein Valois, weil ihn die Königin-Mutter haßte; die Pariser, in ihrer Mehrheit fanatische Katholiken, Liguisten und Sechszehner fast Alle, verehrten nach Heinrich von Lothringen, dem stolzen Herzoge von Guise, am meisten diesen Bastard, dessen

Schönheit und Tapferkeit auf gleicher Höhe standen mit seiner Freigebigkeit und blutigen Gewissenlosigkeit; der Königssohn aber vergalt ihnen diese Begeisterung mit Verachtung, die er selten auch nur zu verbergen sich die Mühe gab.

Der fabelhafte Gleichmuth allein, mit welchem die großen Edelleute Frankreichs dazumal ihr eignes Leben hinwarfen in Zweikampf und Schlacht, könnte einigermaßen versöhnen mit der Verachtung, die sie für den Bürger und die Bauern hegten. Legte man in anderen Perioden der Geschichte, in humanistischer Breiweichheit, zu hohen Werth auf das Leben, so warf man es damals weg, als sei es völlig werthlos, um wahre Lumpereien in jenen Einzelkämpfen, in denen außer den eigentlichen Duellanten, auch noch die Secundanten, oft drei und vier auf jeder Seite, auf Tod und Leben fochten.

Zu dem Herzoge von Angoulème fanden sich außer mehreren katholischen Edelleuten, von denen Einige den schwarzen, weißbekreuzten Mantel des Johanniter-Ordens trugen, auch mehrere reiche Bürger, Häupter der Sechszehner, die stattlich und selbstbewußt genug auftraten, sonst sich aber doch von diesen

großen Herren jede Art von hochmüthigster Abweisung gefallen ließen. Begreiflich war es vielleicht, daß der Bastard von Angoulème sie meisterte, der ein Haupt ihrer Partei war, das sie liebten, aber sie ließen sich auch ohne Widerspruch von dem Grafen von Urfé schelten, der ihr Partei-Gegner war, den sie vielleicht haßten.

In einer Stadt, wo sie zwanzigtausend Bewaffnete hinter sich hatten, stammelten sie demüthige Entschuldigungen gegen einen verhaßten Feind, weil der ein großer Edelmann war.

Diese Sechszehner nämlich hegten wirklich noch den wilden Parteihaß, den es bei den Edelleuten wohl kaum noch gab; die Edelleute der verschiedenen Parteien, mochten sie nun Liguisten, Hugenotten oder Politiker, oder Katholiken von der Partei der Königin-Mutter sein, sie bekriegten sich, schlugen sich, tödteten sich, trafen sie aber sonst zusammen, so verkehrten sie, wenn nicht sonst ein persönlicher Haß dazwischen kam, auf artig gesellige, meist heitere und freundschaftliche Weise mit einander. Der französische Adel hatte damals noch ein Gefühl, wenn auch kaum noch das Bewußtsein, seiner gemeinsamen Abstam-

mung von den erobernden und herrschenden Frankenstämmen und ihre Verachtung der Bürger und Bauern galt weniger dem Stande, als dem Stamme, der Abstammung nämlich von dem besiegten und unterjochten Celtenvolke.

Auch hier zeigte sich diese Verachtung, denn der Herzog von Angoulème lud alle die Herren höflich ein zu einer Nachtmahlzeit in der Commanderie, einem Hause des Johanniter-Ordens, in einer nach ihm benannten Straße, welches er als Absteigequartier zu benutzen pflegte; zu den Häuptern der Sechszehner aber sagte er, seiner Meinung nach war er sehr gnädig, hochfahrend: „Ihr da, Meister Prevot, oder was Ihr sonst für einen schönen Titel habt, könnt auch in die Halle kommen und des heiligen Vaters Gesundheit mit uns trinken, wollt Ihr ein Dutzend etwa von Eurer Farbe mitbringen, so hab' ich auch nichts dagegen!“

Die Meister verneigten sich und nahmen die so gebotene Ehre freudig an.

Als der Herzog sein Pferd bestiegen hatte, setzte sich der Zug in Bewegung, lachend und heiter plaudernd verließen die Herren den Kirchhof, auf dem sie

eine halbe Stunde zuvor noch grimmig für ihr Leben gestritten hatten.

Castelluz ritt ganz zuletzt mit seinen Leuten, plötzlich sah er den Bastard von Angoulème dicht neben sich. Der Herzog neigte sein schönes, hochmüthiges Gesicht ganz nahe zu dem unseres Helden, denn er war kurzsichtig und sprach beinahe verbindlich: „Eurem Herrn Vater seht Ihr nicht ähnlich, mein schöner Herr, vermuthlich der Frau Mutter!"

„Meine Mutter war eine Schönheit ersten Rangs, Herr Herzog!" versetzte Castelluz kurz.

Der Bastard lachte hell auf.

„Ihr habt eine verfluchte Art, Irrthümer zu beseitigen, doch verzeiht, ich wollte nicht scherzen, sondern Euch nur sagen, daß ich den Capitain von Klützow gekannt habe in meiner Jugend und daß Ihr der Sohn dieses tapfern Edelmannes seid, habe ich aus dem Verzeichniß der Schuldverschreibungen ersehen, das ihr zur Zahlung beim Kronschatz eingereicht habt, denn vor etlichen zwanzig Jahren hat mir Euer Vater dasselbe Verzeichniß nebst einer Denkschrift zustellen lassen und mich um meine Verwendung ersucht. Ich hab's redlich gethan, aber

umsonst, so wie Ihr auch jetzt umsonst an die Thüre des Kronschatzes pochen werdet. Bei dem General-Obristen, dem Schönberg, sah ich Euren Vater oft; der sächsische Junker hat Euch auch lieb, mein schöner Herr, ich befragte ihn neulich Euretwegen, er sagte von Euch das Beste, meinte, daß Ihr des Vaters feinen Kopf hättet und dazu einen rechten Kriegsmann abgeben würdet!"

„Ich bin meinem edeln Landsmann, dem würdigen General-Obristen sehr dankbar für seine gute Meinung!"

Castellux blickte dem Herzog steif in's Angesicht.

„Jetzt werdet Ihr denken," fuhr der Herzog leise lachend fort, „was will denn dieser verteufelte Bastard von mir? Umsonst ist der doch nicht so freundlich mit Einem, der nicht zu seiner Partei gehört? Aber Ihr irrt Euch, mein schöner Herr, ich will wirklich nichts von Euch; ich habe Euren Vater lieb gehabt, wahrscheinlich weil er der Erste war, der den Königsbastard, der noch ein Knabe fast war, als einen erwachsenen Menschen behandelte, der mit mir ernsthaft sprach und mir kluge Winke gab. Seht, der tapfere Schönberg ist meinen Vettern in

Lothringen auch entgegen in der Politik und doch gehe ich gern zu ihm; ich verehre ihn und würde das auch thun, wenn er sich nicht bekehrt hätte und nicht Graf von Nanteuil geworden wäre. Ich habe die deutschen Edelleute gern, wenn sie auch nicht in die Messe gehen, mir kommt es öfter vor, als wären die Deutschen in demselben Recht mit ihrem Luther, wie wir mit unserm Papst, klar ist mir das nicht, warum? es ist auch wohl eine Ketzerei, die ich nächstens beichten werde, aber die Lutheraner sind ganz andere Leute, als diese Hugenotten; das ist gewiß: die deutschen Lutheraner, ich kenne deren Viele, sind Alle für den König, für ihren Kaiser, für ihre Fürsten; diese Hugenotten aber, ich schaue sie durch und durch, ich will nicht behaupten, daß sie Alle gegen das Königthum wären, aber, daß von ihren Predigern und eigentlichen Führern Keiner recht für das Königthum ist, das steht fest. Sie wollen gar kein Königthum, sie wollen aus Frankreich eine Republik machen, in welcher die Prädicanten allein herrschen, die Andern aber, gleichviel, ob Adel, ob Roture, blind gehorchen."

Castelluz konnte sein Staunen über solche Worte nicht ganz verbergen, aber geantwortet hat er nicht.

„Ich will Euch einen Beweis des Wohlwollens geben, der Zuneigung, die ich Eures Vaters wegen für Euch hege,“ fuhr der Herzog fast flüsternd fort: „Ihr habt ein zärtliches Verhältniß mit der Gräfin Chastange, die giftige Fürstin von Cantecroix hat's den Guisen verrathen, welche begreiflicher Weise wüthend sein müßten, wenn diese, ihre reiche Cousine, die Gemahlin eines deutschen Protestanten würde, sie gönnen Euch aber die zärtlichste Liebe dieser schönen Person, so lange Ihr selbige nicht zu Eurer Gemahlin macht; hütet Euch aber vor dieser Cantecroix, sie ist Eure Todfeindin, seit Ihr nicht mehr den Liebhaber bei ihr spielt, sie wird Euch eine gegewisse Potiphar- und Josephsscene nicht vergessen. Gebt mir die Hand, Baron, damit ich sehe, daß Ihr meine Warnung mit ebenso gutem Herzen aufnehmt, wie ich sie dem Sohne meines alten Freundes ertheilt.“

Castelluz gab die Hand, er konnte nicht wohl anders, er mißtrauete auch der freundlichen Absicht des Herzogs nicht gerade, aber er hätte rasend werden mögen, über all diese Warnungen, welche so schmerzhaft derb immer wieder die brennende Wunde

seines Herzens aufrissen. Er hatte Chastange wie eine Heilige verehrt, das Heiligenbild war in Trümmer zerschlagen, eine wollüstige Sirene stand vor seiner Seele und warf ihm buhlerische Blicke zu. Sein Schmerz war ein doppelschneidiger, seine Liebe war beschmutzt und man hatte mit ihm wie mit einem albernen Knaben gespielt; er schrie aus tiefster Seele vor Wuth und Pein und doch war die verlockende Macht der Sirene so groß, daß er ihr Bild nicht von sich zu weisen vermochte.

Niemand hatte gesehen, daß der Herzog von Angoulême dem deutschen Baron die Hand gereicht, denn sie waren gerade in der Commanderie eingeritten und die Hufschläge der Rosse hallten dumpf wieder von der Wölbung der festungsartig im Zickzack angelegten Thorfahrt, die in den Hof führte, wo die Herren von ihren Rossen stiegen und sich in den Remter zu ebner Erde begaben.

Der Remter war ein weites aber kahles Gewölbe, mit einem paar schmalen Fenstern, erhellt von Fackeln, welche in eiserne Ringe an den dicken, kurzen Säulen gesteckt waren; in der Mitte zwischen den Säulen lief ein breiter roher Tisch hin, der mit

seinen beiden Seitenbänken ein festes Gefüge von Eichenholz bildete. Am obern Ende, wo quer vor ein sehr kunstloser, sichtlich sehr alter Lehnstuhl unter einem riesigen Johanniterkreuz an der Wand stand, war dieser Tisch mit rothem Tuch und weißem Linnen gedeckt und ein reiches Silbergeschirr funkelte in den röthlichen und gelblichen Lichtern des flackernden Fackelscheins; weiter unten aber stand irdenes Geschirr und eine gute Anzahl von Zinnkrügen auf der rohen Platte.

Lärmend und klirrend nahmen die Gäste Platz; der Großprior oben im Stuhl, rechts neben ihm Urfé und Tremblay, links Castelluz und einige Johanniter-Ritter, danach die Andern, in einer Reihe mit den Herren, nur weiter unten, die Waffenleute.

„Ruhe!“ rief der Großprior gebietend, „sprecht Euren Segen! Mann Gottes!“

Der Priester sprach den Segen und entfernte sich dann; er wußte vermuthlich, daß man zum Gratias seiner nicht mehr bedürfen werde.

Nun liefen die Diener geschäftig hin und her; Einige füllten die Becher der Gäste aus hohen Schenkkannen, die sie dann auf die Tafel setzten,

edle Weine wurden an dem obern Ende der Tafel, geringere unten gegeben. Andere brachten Brod in Körben, feines, weißes für die Herren, gröberes für die Leute. Endlich zog der Küchenmeister in einem wohl geordneten Zuge auf, Einer hinter dem andern, seine Diener, deren Jeder die von ihm bereitete Schüssel trug. Einen Hirschrücken und zwei Schüsseln mit scharfgewürztem Kalbfleisch-Fricassée, sowie eine riesige Tauben-Pastete setzte man vor dem Großprior auf; die gebratenen Hirschkeulen, Kaninchenragout und Kalbfleisch-Pastete paradirten weiter unten; die Tunken wurden in Schnabelbechern aufgestellt. Dann kamen die Köche zum zweiten Male und schoben die Fischgerichte ein, starke Forellen und Lachs oben, unten aber gebratener Stockfisch und sauergekochte kleine Flußfische. Auch die dritte Tracht wurde sofort aufgesetzt: hartgekochte Eier, Oliven in Salzlake, Mandeln, getrocknetes Obst aller Art, und die damals sehr beliebten harten kleinen Bretzeln von Senlis, endlich Käse von verschiedener Art.

Im Anfang ging's ziemlich ruhig zu; Alle aßen, hungrig wie sie waren, als aber die eingeladenen Bürger und Meister, die Häupter der Sechszehner,

eintraten, begann der Lärmen; sie bekamen ihre Plätze freilich am untern Ende der Tafel angewiesen, aber sie erhielten Herrenspeisen und auch Herrenwein. Schlechte Behandlung ließen sich die Pariser allenfalls gefallen, aber durch geringe Speise und geringen Trank wären sie ernsthaft verstimmt worden und der Bastard von Angoulème war politisch genug, ihnen stets vom Besten vorzusetzen und vom Edelsten einschenken zu lassen; er wußte, daß das ein Pfeiler seiner Popularität bei den Sechszehnern war.

Der Großprior nöthigte mit Macht zum Essen und Trinken; das galt damals mit Nichten für unfein, sondern es war des Wirthes Pflicht.

„Mein schöner Vetter von Urfé eßt und trinkt doch,“ rief er laut, „haben unsere guten Freunde von Paris Euch für den Prinzen von Condé gehalten, so müßt Ihr auch die Mahlzeit annehmen, die für das Haupt der Parpaillots bereitet wurde.“

„Ihr tapfern Leute von Paris,“ erwiederte der von Urfé lachend, „hattet dem armen Prinzen das Bad stattlich geheizt, ich hab's an dem Eimer verspürt, mit dem ich an der Florentinsgasse verbrüht wurde.“

Die Sechszehner fühlten sich geschmeichelt, sie

tranken stattlich auf die Gesundheit des Königlichen Großpriors, des gut katholischen Grafen Urfé und des gesammten katholischen Adels von Frankreich. Worauf denn der Bastard ziemlich eilig und obenhin auf die Blüthe der gut katholischen Stadt Paris trank.

Der Castelluz stürzte Becher auf Becher nieder, er hätte sich gern einen Rausch getrunken, aber der Wein that ihm heute gerade nichts; er blieb nüchtern, mit glühenden Augen stierte er in die Gesichter der fröhlichen und lachenden Trinker rings um ihn; boshafte Bemerkungen warf er stachelnd zuweilen in's Gespräch, es wäre ihm ein Zank heute willkommen gewesen, aber er konnte es nicht zu einem Streit bringen, im Gegentheil seine Stachelworte riefen stets lauten Beifall hervor.

Neben einem vierschrötigen Gerbermeister saß Christian und hinter ihm an einer Säule, mit einem großen Bratenknochen beschäftigt, lag Graumann: wie seine listige Art war, stellte sich Christian auch heute, als verstünde er kein Wort Französisch, das war dem Gerber ganz recht, denn nun konnten sie Beide schweigend der guten Speise und dem edlen Trank desto besser Ehre anthun. Ziemlich regel-

mäßig, immer nach dem sechsten Bissen etwa, stießen sie mit einander an und sie leerten ihre Becher stets gewissenhaft bis auf den Grund. Und als die Gesundheit des Papstes ausgebracht wurde, trank sie Christian mit, ohne eine Miene zu verziehen. Aber auch Castelluz trank sie, der Großprior sah ihn verwundert an.

„Warum soll ich einem alten frommen Priester nicht Gesundheit wünschen, wenn ich auch nicht in seine Kirche gehe?“ erwiederte er, spitz lächelnd, auf den fragenden Blick.

Der Herzog sowohl als der Graf von Urfé sahen ihn fast bewundernd an.

Ein Hugenott hätte das freilich nie gethan.

Als gegen Mitternacht endlich der Großprior die Tafel aufhob, verlangte Niemand nach dem Gratias, Viele taumelten so gar bedenklich; selbst Christian war nicht ganz fest mehr auf den Füßen; und Castelluz ging so nüchtern wie der silberne Graumann nach dem nahen Hotel Tendes, was Urfé von seinem Großvater, dem Grafen von Savoyen-Tendes, geerbt hatte.

Drittes Capitel.

Von Königinnen, Damen und allerlei andern Leuten.

Das war ein böser Herbsttag und je dichter die Abendschatten über Paris fielen, desto stärker wurden die Sturmstöße aus Norden und Nordosten, welche, mit kalten Regenschauern wechselnd, hellere Streifen in die dunkelgraue Wolkendecke rissen und die Dächer der Stadt darunter umheulten.

Triefend, fröstelnd, schauernd lag Paris, eine rechte Lutetia, im tiefsten Koth.

Es war noch nicht spät, kaum sieben Uhr Abends, aber überall schien das Leben in der Stadt bereits zur Ruhe gegangen zu sein, nur in den engen Gassen, die zum alten Louvre, dem riesigen steinernen Burghaus längstvergessener Frankenkönige, führen, giebt sich laut scheltend und fluchend ein übellauniges Leben kund.

Da ziehen Sänften, von bewaffneten Dienern und Fackelträgern geleitet, durch die tiefen Pfützen; da spritzt der Koth unter den Fußtritten der Rosse, auf welchen in lange Mäntel gehüllte Cavaliere vorüber reiten, an die vergoldeten, mit Wappen geschmückten Sänften; da fallen die Diener der einen Herrschaft über die einer andern her, welche den Vortritt erzwingen will, bis die Herren selbst scheltend dazwischen fahren, die das scharfe Angstgekreisch von Frauenstimmen zu Hilfe gerufen.

Neugierige sind nur wenige zugegen, dafür hat das Wetter gesorgt, aber Diebe und Raubgesindel huschen gespenstig zwischen Sänften und Reitern hin und her, gierig nach Beute spähend. Die Bürgerwachen sind auch da, aber sie halten sich vorsichtig im Schutz von Erkern, Vordächern und Ecken und suchen nicht, Diebe zu fahen, sondern nur trockene Flecken zu finden. Die Königlichen Leibwachten aber sind viel zu vornehm, um den Gardesaal und den Hof des Louvre zu verlassen, oder die Treppenhalle, wo sie in ihrer Gala paradiren.

Es ist ein Fest bei Hofe.

Die Königin Catharine giebt eins ihrer berühm-

ten Nachtfeste in dem von ihr erbauten Schlosse der Tuillerien; aber da nach der Seite der Kirche St. Germain l'Auxerrais zu die großen Portale und die Treppen noch nicht ausgebaut sind und der Block-zaun den Rohbau noch abschließt, so müssen alle Gäste den Weg durch den alten Louvre nehmen, von welchem aus eine bedeckte Gallerie, zu diesem Zweck von Holz errichtet, nach den inneren Sälen in den Tuillerien führt. Gegen den Seinestrom zu leuchtet und funkelt feenhaft die Reihe der erleuchteten Fenster, ein prächtiger Anblick für die, welche von jenseits der Seine herüber blicken, diesseits aber herrscht tiefes Dunkel. Freilich lodern Pechpfannen im Hofe des Louvre, sie geben aber nur ein geringes, schmutzig rothes, sehr ungewisses Licht, mehr Qualm, welcher, von der schweren Atmosphäre gedrückt, langsam hinkriechend den Hof füllt. Die dunkeln Massen des Schlosses zeigen nur wenige erhellte Fenster, die wie kranke, wie entzündete Augen aussehen, aus welchen der Louvre trübe und übellaunig in das schlechte Wetter blickt.

Vor der Thür zur alten Louvre-Halle ist ein weites Zelt aufgeschlagen, um die aussteigenden Da-

men vor dem Regen zu schützen, und immer wieder werden neue Strohbunde darunter ausgebreitet, um einen trockenen Fußboden zu gewinnen. Hier ist ein so dichtes Gewühl von Sänften, Sänftenträgern, Damen, Cavalieren und Dienern aller Art, daß die Leibwachten und die Thürwächter die größeste Mühe haben, den Gästen einen Eingang offen zu halten.

In der alten Halle endlich steht ein Hausmeister der Königin-Mutter mit einer langen Liste und an der Spitze einer Doppelreihe von Thürwachten, gardes de la porte, dem die Eingetretenen ihre Namen geben, der sie erst dann passiren läßt, wenn er den angegebenen Namen auf der Liste gefunden und ausgestrichen hat.

In dem grünen Saal hinter der Halle aber steht der erste Stallmeister der Königin, Herr von Beringhem, umgeben von Leibwachten und Hausofficieren, mit einer zweiten Liste, denn Herren von einigem Rang würdigen den armen maitre d'hôtel draußen gar nicht der Nennung ihrer Namen, dem vornehmen Hofbeamten aber, dem Edelmann, im grünen Saale, müssen sie, wenn auch widerwillig, Rede stehen.

Da giebt es denn Streitigkeiten in Menge, denn

es kommen Viele ungeladen, Einige behauptend, daß nur durch Zufall ihre Namen nicht in der Liste stünden, Andere, ihr Rang berechtige sie auch ungeladen zum Eintritt. Solche Zudringlichkeit war damals durchaus nicht unfein und führte auch meist zum Ziel, wenn nicht etwa Staatsraison, oder sonst ein Mißtrauen, entgegenstand.

Zur Entscheidung solcher Streitigkeit aber saß in einem Gemach neben dem grünen Saal der erste Edelmann der Kammer, oder Oberkammerjunker Catharine's, der alte einäugige Graf Strozzi, ein tiefeingeweiheter Vertrauter, und neben ihm einige andere Kammerjunker und einige Herolde, die über Rang- und Wappenfragen sofort zu entscheiden hatten. Das war für diese Angelegenheiten das oberste Tribunal.

Aber freilich, wenn ein ganz vornehmer Herr kam, ein Prinz von Geblüt etwa, ein Königsbastard, ein Montmorency, ein Pardaillan aus dem Süden, ein Herr vom Hause Lothringen, ein Mignon des Königs, oder auch ein hochmächtiger Cardinal — dann verneigte sich auch der alte Strozzi tief und Niemand wagte auch nur einen der Cavaliere, welche

in ganzen Schwärmen die Grandseigneurs begleiteten, zurückzuhalten.

Die Herren der „Entrée" hatten fürwahr kein leichtes Amt.

In der Gallerie zu den Sälen des Tuillerienschlosses bildeten Fackelträger eine Hecke, zwischen den Fackelträgern standen Leibwachten mit gezogenem Pallasch, was einen malerischen Anblick bot. Durch diese Hecke nun zogen die Damen hin mit ihren Begleitern, überall Drap d'or und Drap d'argent, bunter Sammet und starre Seide, funkelnde Steine und wehende Federn!

Dieser blitzende und funkelnde Strom nun fluthete von sechs Uhr Abends an fast ohne Unterbrechung durch die Gallerie, in die große Vestibule und die daran stoßenden Säle der Königin-Mutter, die mit Wachskerzen hell erleuchtet waren und einen blendenden Reichthum von gewebten Tapeten, Gemälden, Statuen und Credenztischen zeigten.

In allen Räumen befanden sich in den Ecken Schenktische, an denen die edelsten Weine in Gold- und Silbergeschirr gereicht wurden; unaufhörlich lie-

fen die Hausdiener in gelben Röcken hin und her mit großen Platten, auf denen sie süße Getränke den Damen anboten, und in der Gallerie Carls IX. wurde um sieben Uhr für dreihundert Personen ein Souper servirt, ein zweites ebenfalls für dreihundert Personen um neun Uhr, ein drittes aber um eilf Uhr.

Die Bewirthung der Medizäerin war immer königlich; mit schönen Frauen, duftigem Wein und leckeren Speisen hat die große Menschenkennerin ihren Gegnern viel Abbruch gethan.

In den drei Sälen lief an den Wänden hin eine erhöhete Stufe mit Sammet bedeckt, darauf eine Bank mit blauen Polstern belegt; hier nahmen die Damen Platz, zwischen der Wand und der Bank aber war noch Raum genug für die Cavaliere, welche den Damen ihren Hof machen wollten. An des Mittelsaales Hauptwand aber war der Auftritt zwei Stufen hoch und in der Mitte, noch um eine Stufe erhöht, standen unter einem blauen, mit goldenen Lilien besäeten Thronhimmel, der von einem mächtigen Straußenfederbusch überragt war, drei vergoldete Stühle, deren Lehnen mit Kronen besetzt waren.

Auf der Zweistufen-Estrade waren Sessel ohne Lehnen aufgestellt.

Vor dem Throne stand der Großceremonienmeister von Frankreich, Graf von Dreux-Brézé, der Herold und erste Wappenkönig Fleur de Lys und seine beiden ältesten Persevanten Isle de France und Champagne; die drei letzten Namen waren Amtsnamen. Der Graf von Dreux-Brézé trug den goldenen Amtsstab, Rouleau genannt, Fleur de Lys einen silbernen Scepter als Wappenkönig, die Persevanten schulterten goldene Keulen oder Massen (massues), alle Drei aber trugen blausammetne Heroldsröcke, an den Seiten offen, die vorn und hinten mit Lilien besäet und mit Wappen bestickt waren.

Die Säle waren ziemlich gefüllt und die lebhafte Unterhaltung stockte nur auf Augenblicke, wenn ein besonders berühmter oder in Liebe und Haß viel genannter Name erklang.

Nach dem Herzoge von Angoulême blickten Alle um, als er in dem schwarzen Schnabelmantel mit dem weißen Kreuz, von einem ganzen Zuge von Cavalieren gefolgt, durch die Säle schritt, hier hochmüthig, dort verbindlich, immer leicht und sicher

grüßend. Nach Bellievre und Biron waren fast nur die Blicke der Damen gerichtet, etliche eifersüchtige Liebhaber ausgenommen. Von großen hugenottischen Edelleuten zeigten sich nur Hercules Meridec von Rohan, der mit einem Bischof auf- und abging, der Bischof war sein nächster Vetter; ferner der grimmige Wilhelm von Preignac, der große Geschützmeister der Parpaillots, der ein klassisch schönes Antlitz, beinahe ein Frauengesicht hatte, und endlich Jean von Andelot, Vidame von Cahors, ein Vetter der Coligny, der wie ein ungeschlachter Bär neben dem zierlichen Tiger, dem Franz von Latour d'Auvergne, Vicomte von Turenne, einhertrabte. Es versteht sich, daß auch die hugenottischen Häuptlinge, Jeder von einem Schwarm von Edelleuten geringeren Grades begleitet waren. Die Hugenotten unterschieden sich äußerlich übrigens von den Andern nur durch die dunkleren Farben ihrer Tracht, sie trugen meist braun, grün oder schwarz, prächtig genug aber waren auch sie gekleidet. Die strengeren Bekenntnißgenossen aber besuchten die Feste der „Jesabel" nicht.

Plötzlich setzte sich der Großceremonienmeister mit seinen Herolden in Bewegung, nach und nach

entstand eine tiefe Stille im Saal, die sich in die anderen Räume fortpflanzte. Beide Flügelthüren flogen auf, der Gardecapitain Graf Bauffremont schwang vortretend sein Schwert und rief: „Die Königin-Mutter!“ Dann steckte er den Degen ein und trat zur Linken, die ganze Versammlung erhob sich und nun rauschten die Sirenen herein, in zehn, zwölf und mehr Gliedern aufgestellt, jedes Glied zu sechs oder acht Damen, und als dieselben rechts und links abschwenkten, stand da die alte Königin Catharine in Purpur und weißer Seide, lächelnd, schön und stattlich, mit der Rechten nach allen Seiten huldvoll freundlich grüßend, so recht eine Königin.

Die Linke legte sie leicht auf den Arm des Großceremonienmeisters, der sie zum Throne führte. Catharine blieb vor den Stufen stehen; stutzte sie beim Anblick der drei Stühle? Zu verwundern wäre es nicht gewesen, denn sie hatte ja unter diesem Thronhimmel einst zehn und mehr Stühle gesehen.

Die Musik im Saal zur Linken begann zu spielen, denn jeder Saal hatte seinen Musik-Balcon.

Die Königin-Mutter winkte dem Grafen von Urfé, der schon unter den Sirenen war, welche sich

auf der Zweistufen-Estrade niederließen und mit ihren Liebhabern plauderten, die sich sofort eingefunden hatten.

„Die Chastange ist toll geworden,“ flüsterte die Königin dem Grafen zu, „sie will den deutschen Baron heirathen, auch wenn er nicht katholisch wird; ich weiß nicht mehr, was ich mit dem Mädchen anfangen soll, wie steht es mit ihm?“

„Meine gnadenreiche Königin und schöne Cousine,“ versetzte Urfé sehr kühl, „vor vier Wochen etwa hatte ich die Ehre, zu melden, daß der Baron von Klützow in keinem Falle katholisch wird; heute darf ich eben so bestimmt versichern, daß der Baron die Gräfin von Hautemarie nicht heirathet, selbst dann nicht, wenn sie ihm zu Liebe abfiele von der Kirche!“

„Seid Ihr dessen sicher, mein schöner Vetter?“ fragte Catharine sinnend. „Chastange hat seitdem mehre Zusammenkünfte mit ihm gehabt.“

„Ich bin dessen ganz sicher, Madame!“ antwortete Anne von Lascaris mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

Catharine lächelte jetzt ebenfalls; die Beiden hatten sich verstanden.

„Bringt mir nachher den Rohan, mein schöner Vetter!“

Damit war der Graf entlassen.

Als er zurücktrat, setzte sich der Großceremonienmeister abermals mit seinem Herolde in Bewegung, denn die Flügelthüren gingen auf und in die plötzlich stille Versammlung hinein rief mit schallender Stimme der Castelluz, seinen Degen schwenkend: „Die Königin!“

Die Damen der Königin waren lange so zahlreich nicht, als die der Königin-Mutter, denn die treffliche Louise von Vaudemont nahm nur Fräuleins aus ganz vornehmen Häusern und solche, deren Sitten wenigstens noch keinen öffentlichen Makel hatten.

Dann erschien sie selbst, in weißer Seide mit einem blauen Ueberwurf, ein hohes Diadem auf dem zierlichen Haupt, ein mildes, gütiges Lächeln um den lieblichen Mund, aber Trauer in den großen blauen Augen.

Die Königin-Mutter nahm den Arm ihrer Schwiegertochter und sagte zu dem sich tief verneigenden Dreux-Brézé: „Bei unserer vielgeliebten Frau Tochter laßt uns Eure Stelle vertreten!“

Als die beiden Königinnen zum Thron schritten, begann auch im anderen Nebensaal die Musik zu spielen.

In dem Augenblick hörte man in der Ferne rufen: „Der König! der König!" Der Großceremonienmeister mit den Herolden stellte sich zur Rechten der Thür auf, deren Flügel offen geblieben waren; zur Linken standen die Garde-Capitains der beiden Königinnen.

„Der König! der König!" so kam der Ruf immer näher, der von allen Leibwachten, Thürgarden und Dienern ausgestoßen wurde, an denen der König vorüberzog! „Der König! der König!"

Dann erschienen zuerst sechs ganz weiß gekleidete Pagen, schöne adlige Knaben von etwa vierzehn Jahren, ihre weißen mit einer goldenen Lilie besteckten Sammetmützen in der Hand; danach der etwas ältere garçon bleu, der blaue Junge, so nach seiner Kleidung genannt, dann sechs Leibpagen, Menins genannt, in Blau und Gold, dann sechs Kammerjunker und hinter ihnen der Stallmeister vom Dienst, Alle geschmackvoll gekleidet.

Dann der Herzog von Joyeuse, Groß-Admiral

von Frankreich, ein bildschöner junger Mann von einigen zwanzig Jahren, von Edelsteinen funkelnd, Einer von des Königs Lieblingen, Einer der verhaßten Mignons, wie man sie nannte. Neben ihm Franz von Joyeuse, sein jüngerer Bruder, in violetter Soutane als Erzbischof von Narbonne, zuletzt ein ganzer Schwarm von Cavalieren.

„Der König! hoch lebe der König!" rief der Großceremonienmeister.

„Es lebe der König! hoch der König!" rief die ganze Versammlung.

Auch die Musik im Hauptsaal begann zu spielen, so daß die drei Banden zugleich sich vernehmen ließen.

Da schritt er denn dahin, König Heinrich III. von Frankreich, der letzte Valois; mit gleichgültigem Blicke, aber artig und elegant, erwiderte er der Versammlung Grüße; gleichgültig reichte er der Mutter, der Gemahlin die Hand, er hatte auch für sie nur dasselbe kalte, bleiche Lächeln, das nur auf einen Moment um die Lippen erschien.

Man sah wohl, daß Heinrich ein schöner Mann war, aber ein weibischer Mann, geschminkt und ge-

putzt wie eine Frau. Und diese matte, weiche, kleine Hand wußte so gefährlich den Degen zu führen! und dieses schmale Handgelenk war von Stahl! und dieses gleichgültige Auge hatte in Schlachten den Adlerblick des Feldherrn! Wüstes Laster, raffinirte Wollust, glühende Reue, heiße Frömmigkeit, Herrschgier und Ekel vor der Welt, Großmuth und Geiz, Grausamkeit und Milde, das Alles beseelte wechselsweise diesen seltsamen, aus schreienden Gegensätzen zusammengesetzten König, der eigentlich nur noch an kirchlichen Ceremonien und Processionen wirklichen Gefallen und einiges Genügen fand.

Dieser König nun, an dem die Blicke fast aller Damen hingen und die Blicke Vieler mit unverhehltem Verlangen, dieser schöne und vielleicht eben der in ihm vereinten zahllosen Widersprüche halber doppelt anziehende König hegte jetzt einen tiefen Widerwillen gegen alle Frauen, den er nur mit der ihm eigenen Gleichgültigkeit unter einer artigen Maske versteckte. Aber auch der Widerwillen selbst war matt, wo er nicht wie seiner Mutter gegenüber bald mit Haß und Furcht, bald mit Vertrauen auf deren Hilfe und Schlauheit versetzt war. Dieser König

haßte seine Mutter für die Affenliebe, mit welcher sie ihn zu dem gemacht, was er war, er haßte sie, weil er sich selbst verachtete, er fürchtete sie, weil er sie am besten kannte, aber dennoch nahm er immer wieder die Hilfe dieser furchtbaren Frau in Anspruch. Den Gipfel der Absonderlichkeit erreichte das Wesen des Königs aber in seinem Verhältniß zur Königin, seiner Gemahlin; auch gegen dieses sanfte, schöne und fromme Weib hegte er meist nur Abneigung, zugleich aber empfand er einen brennenden Schmerz über diese Abneigung, so brennend, daß er sie hätte ermorden mögen; er citirte Geister und citirte den Teufel in Wahnwitz und Aberglauben, bald um dieser Abneigung, bald um des Schmerzes darüber ledig zu werden, und doch, wenn ein Gewitter herandonnerte und die Blitze um sein Königsschloß zuckten, dann flog er in's Zimmer der Königin und barg sein bleiches Haupt in ihrem Schooß.

König Heinrich III. war ein psychologisches Räthsel, das aller Auflösungen spottete. Der eleganteste Cavalier in Frankreich, so führte er jetzt Gemahlin und Mutter zum Throne und ließ sie Platz nehmen, während er seinen Sessel zurückschob

und hinter den Königinnen stehend, ein gleichgültiges langweiliges Gespräch eröffnete, welches er, immer in den artigsten Wendungen, weiter führte. Zuweilen winkte er auch wohl Einen oder den Andern heran, huldvolle Worte zierlich austheilend.

Nun begannen auch die Tänze in allen drei Sälen zugleich.

„Mein Lieutenant bei Deiner Garde, angebetete Königin,“ flüsterte Heinrich seiner Gemahlin zu, „ist ja ein ganz zierlicher Tänzer geworden, das hätte ich nicht gedacht!“

„Warum nicht, Sire?“ entgegnete die Königin freundlich, „der Baron ist geschickt zu Allem!“

„Weißt Du auch schon davon?“ versetzte der König, „ja, wohl geschickt zu Allem, ein Duellant, ein Mädchenjäger, ein Saufaus und ein Würfelbruder zugleich!“

„Das hätte ich nicht gedacht!“ sagte die Königin und folgte mit getrübtem Blick unserm Castelluz, welcher neben der Gräfin Chastange herschreitend eine Pavane anführte.

„Er ist gut gekleidet,“ bemerkte König Heinrich verstohlen gähnend, „die Gräfin von Hautemarie wird ihm Geld genug geben!“

Die Königin-Mutter hörte das Alles und dachte: „dieser deutsche Teufelskerl muß viel Glück im Würfelspiel haben!“ denn Chastange hatte ihr in verliebtem Verdruß geklagt, daß der Castelluz hochmüthig jedes Geschenk von ihr zurückgewiesen habe. Sie bemerkte auch, wie hart dieses Panther-Weibchen, denn eben so schön und gefährlich wie dieses war Chastange, gegen die Tigerin Leidenschaft kämpfte; sie sah, mit welcher Ironie der Castelluz ihr huldigte und als der Capitain-Lieutenant sie zu ihrem Platz zurückführte, da war seine Huldigung fast zur offenen Verhöhnung geworden.

Auch Andere sahen, was die Königin-Mutter sah und begannen zu spotten.

Chastange raunte ihrem Ritter wüthende Zornworte zu, dieser verneigte sich fast bis zur Erde und schlenderte gleichmüthig davon; die Gräfin aber saß so starr auf ihrem Platz, als sei sie versteinert.

„Mit der Liebe dieser keuschen Chastange,“ dachte die Königin-Mutter, „ist dieser Deutsche fertig geworden, wir werden sehen, wie er sich mit ihrem Haß abfindet.“

In übermüthigster Haltung schritt Castelluz durch

die verschiedenen Gruppen; seine hohe, schlanke und stattliche Gestalt wurde mächtig gehoben durch die weißen Unterbeinkleider, durch das Wamms von blauer Seide und den weißen mit Gold gestickten Sammetmantel, aber das lange, hagere Gesicht mit den scharfen, spitzen Zügen und den bohrenden dunkeln Augen bildete einen solchen Gegensatz zu der fast koketten Grazie, zu den gesucht zierlichen Bewegungen, daß seine Erscheinung auffallen mußte. Uebrigens war sein ganzes Auftreten trotz alledem durchaus nicht lächerlich, es ging eben nur bis an die Grenze des Erlaubten, überschritt sie aber niemals.

Von den Damen wie den Herren achtungsvoll oder gütig begrüßt, schritt der Castelluz dahin; da stand er plötzlich vor einem starken Herrn, schlicht gekleidet, mit einem glatten weißen Kragen über dem dunkelrothen Wamms und einer breiten, weißseidenen Feldbinde über der Schulter; dieser stattliche Herr trug auf dem kurzen Halse einen höchst interessanten Kopf, eine mächtige Nase und zwei schmale, aber kluge und gutmüthige Augen unter einer nicht eben hohen Stirn; ein gewaltiger, spitz und dünn auslaufender Schnurrbart über einem feinen Munde, der Kinn-

und Backenbart kurz gehalten wie das Haupthaar, das Alles machte nur einen guten Eindruck, aber das Leben, was in den Augen unter den hochgeschwungenen Brauen blitzte, das überlegene Lächeln, das in hundert kleinen Fältchen um den Mund spielte, verriethen, daß man einem bedeutenden Manne gegenüberstand, Einem der Männer, die damals selten am französischen Hofe waren, nämlich einem Ehrenmanne, der zugleich kühn und klug war.

Dieser Mann war der berühmte General-Obrist der schwarzen Reiter, Herr Caspar von Schönberg, den die Franzosen Schonberg, Schomberg und Graf von Nanteuil nannten.

Der Sachse und der Brandenburger drückten sich die Hand.

„Die Königin wird Euch morgen früh gern empfangen," sagte Castelluz leise, „sie hat die neunte Stunde bestimmt; ich habe, Euren Wünschen gemäß, die gnadenreiche Frau auch schon von Eurem Wunsche unterrichtet und ich bin beauftragt, Euch zu sagen, daß Fräulein von Nanteuil ihr zu jeder Stunde willkommen sein würde, sie betrachte es als ein ehrendes Zeichen von Vertrauen, wenn ein Mann

wie Ihr und eine Dame, wie Eure Gemahlin, ihr eine Tochter anvertraut."

„Da wird sich mein Gretchen freuen," entgegnete der General-Obrist, sich die Hände reibend, „sie ist ein Engel, diese Königin, ihr gebe ich mein Kind von Herzen gern, obgleich ich es schwer vermissen werde, denn ich sage Euch, lieber Klützow, mein Gretchen ist gar nicht wie eine französische Dame, die wird so ein rechtes sächsisches Fräulein und das thut dem deutschen Herzen des Vaters gar zu wohl!"

„Ich habe die Ehre, Fräulein von Nanteuil zu kennen!" bemerkte Castelluz.

„Und die Königin kennt Ihr auch, und ich kenne Euch," fuhr der Schönberg mit Wärme fort, „Ihr werdet die Königin nicht verlassen und Gretchen wird sie auch nicht verlassen und da ist's mir immer ein Trost, einen treuen deutschen Mann bei dieser armen lieben Königin und bei meinem Kinde zu wissen."

Man sah es dem Castelluz nicht an, wie tief ihn die Rede des deutschen Landsmannes rührte.

„Und seid Ihr mit Eurer wilden Katze fertig?" fragte Schönberg flüsternd.

„Sie hat mich heute wieder zum Tanze aufge-

zogen," versetzte Castelluz ebenso, „aber ich denke, daß es zum letzten Male gewesen ist, heute habe ich ihre Liebe in Haß verwandelt und mit dem Haß denke ich auch bald genug fertig zu sein!"

„Nehmt Euch in Acht!" warnte der General-Obrist, aber seine Augen lachten vor Freude, so einfach männlich war des jungen Herrn Wesen.

„Ich höre viel von Euren Erfolgen bei den Damen!" fuhr der Schönberg fort.

„Sie laufen mir nach, die Närrinnen," erwiderte Castelluz ohne eine Spur von Eitelkeit, „weil ich etwas anders bin als ihr gewöhnliches Spielzeug mit Schnurrbart und Hosen, das ist Alles; ich glaube, daß sich König Heinrich III. noch mehr um dieses leichte Gesindlein bekümmert, als ich es thue. Die Eine konnte mich betrügen, es wird keiner Zweiten gelingen; ich diene hier nur noch einer Dame, meiner gnadenreichen Königin!"

„Und ein Spieler werdet Ihr auch nicht, mein wackrer Klützow?" fragte der General-Obrist sichtlich besorgt.

„Ihr müßt viel Böses von mir gehört haben seit gestern, Herr Graf!" antwortete Klützow lachend,

„aber damit hat es gar keine Noth, denn ich gewinne wieder fortwährend, wie vor etlichen Jahren zu Venedig, und das ist entsetzlich langweilig. Denkt Euch, vorgestern hat der Graf von Urfé sich mit etlichen Freunden verabredet, und sie haben mit falschen Würfeln gegen mich gespielt, um mein Glück zu prüfen und dennoch hatte ich zuletzt über tausend Henrisd'or gewonnen. Als sie mir das nachher sagten, war es mir außerordentlich lieb, denn nun kann ich mich allen Einladungen zum Spiel entziehen, ich erklärte öffentlich, daß mir meine Ehre verbiete, ferner noch einen Würfelbecher anzurühren. Sie begriffen das und nun werde ich Ruhe haben, ich hatte das Würfeln überhaupt nur in der ersten Wuth über jenes schändlich buhlerische Weib angefangen. Und nun Herr Graf werdet Ihr mich auch wohl noch fragen, ob ich nicht auf dem Wege sei, ein Trunkenbold zu werden?"

„Das werde ich nicht," erwiderte der General-Obrist lachend, „diese Franzosen können nicht viel vertragen, ich gelte daheim in Sachsen bei den Meinigen für einen sehr mäßigen Trinker; auf der Hoftrinkstube in Dresden saß ich noch bei meinem letz-

ten Aufenthalt der Drittletzte auf der untern Bank, nur mein Vetter Bünau und der gute, alte Schleinitz saßen noch unter mir, und hier gelte ich auch für einen deutschen Trunkenbold. Betrunken hat mich aber noch Keiner von ihnen gesehen. Und was trinken sie für dünne Weine? es ist zum Erbarmen! Die sollten mal hinter unsern Meißner Wein kommen, was sollten sie doch für Gesichter ziehen! und wie würde ihnen zu Muth werden schon bei der zweiten Kanne von unserm Torgauer Bier!"

Der wack're Herr, der damals fünfzig Jahre alt sein mochte, lachte herzlicher, als die Hofsitte eigentlich gestattete; plötzlich unterbrach er sich und fragte erstaunt: „Was ist denn das für eine Gesellschaft?"

Toll genug sah das aus; es war eine Quadrille von Wilden, die eben vorüberzog. Herren und Damen in hellbraune Seide eingenäht, welche eng anschloß; die sehr sparsame Kleidung bestand in seidenen Palmenblättern, Federkronen und goldenen Ringen an Armen und Beinen. Eigentlich war es abscheulich anzusehen und das Costüm auch keineswegs correct, denn die Wilden schlugen mit celtischen Hämmern

an blecherne römische Tartschen und ihre Mädchen und Frauen klapperten mit Castagnetten, oder schlugen kleine Handpauken. Völlig närrisch aber war es, daß die Damen ihre Masken abnahmen, weil sie durchaus ihre hübschen, weiß und roth gemalten Gesichter nicht verstecken wollten. Sie hatten einen wilden Tanz vor dem Könige und den Königinnen aufgeführt und kamen nun, durch huldvolle Worte der Anerkennung beglückt, zurück; obwohl Heinrich III. zu seiner Mutter gesagt hatte: „welche geschmacklose Mummerei!“ und zu seiner Gemahlin: „widerliches Gespringe und abscheuliches Getöse!“

„Der Herr Marquis von Galardon,“ flüsterte der Castelluz dem General-Obristen zu, „dort als wilder Fürst einherstolzirend, ist der Erfinder dieser Quadrille!“

„War immer ein Narr,“ murrte der Schönberg, „begreife aber doch nicht, wie sich Edelfrauen zu solcher Unschicklichkeit hergeben können!“

„Die Frau Marquise von Luzerne scheint sich doch sehr schön vorzukommen!“ meinte Castelluz lachend.

„Das ist eine Bonvoust,“ sagte der General-

Obrist, „sie hätte sich nicht so zu zeigen gewagt, so lange ihr würdiger Vater lebte!“

„Da habt Ihr Vater und Tochter zugleich dafür,“ spottete der Capitain-Lieutenant, „den Ritter Chamillart und seine süße Rose, die junge Gräfin von Hannyvel.“

„Und wo ist der würdige Ehemann dieser Klatschrose?“ fragte Schönberg, durch die grotesken Erscheinungen wider Willen belustigt.

„Der wird wie immer der Baronin Eva von Thoury nachlaufen!“ meinte Castelluz.

„Dann ist er der erste Adam dieser Eva nicht!“ sagte der Graf von Nanteuil und belachte wohlgefällig seinen Witz.

„Und ein Paradies wird er bei ihr nicht finden,“ fuhr Castelluz fort, „obwohl kein Mangel ist an allerlei Viehzeug in der Umgebung dieser Dame, vom hochgehörnten Hirsch an bis zum Kriechthier und ekeln Gewürm herab.“

Der Brandenburger und der Sachse wurden in ihrem Gespräch durch einen Cavalier unterbrochen, der als ein sehr eifriger Katholik und Freund der Guisen bekannt war, aber dennoch unaufhörlich und

unermüdet alle Friedensverhandlungen unterstützte und stets für die Versöhnung beider streitenden Parteien wirkte. Das war Ravignan, genannt der Patriot, oder wie er eigentlich hieß, Herr Joseph von Mesmes, Graf von Ravignan, Obristfalkenmeister von Frankreich. Der Ruf dieses Mannes war so rein und sein Patriotismus so zweifellos, daß sich die Hugenotten fast immer an diesen Patrioten wendeten, wenn sie ihren Gegnern im Ernst friedliche Anerbietungen zu machen hatten. Ravignan war der Friedensmann der lothringischen Partei, so wie es der Schönberg in der eigentlich königlichen Partei, das ist der Mittel-Partei der Königin-Mutter war; auf Seiten der Hugenotten war König Heinrich von Navarra selbst das eigentliche Haupt der Friedensmänner und stand als solcher oft genug in geheimer Verhandlung mit Schönberg und Ravignan.

Als der Patriot, ein alter Herr, mit dem finstersten, bissigsten Gesicht und dem wohlwollendsten, menschenfreundlichsten Herzen, auf sehr langen, dünnen Beinen höchst feierlich einhergestelzt kam, machte Castelluz dem Schönberg eine tiefe Verbeugung und ging in ganz stutzerhafter Weise dem

Grafen von Urfé entgegen, der ihm schon von Weitem ein Zeichen gab.

Die Art, wie die Beiden sich begrüßten, verrieth eine gewisse Intimität, in welcher aber für den schärfern Beobachter etwas, wenn nicht Falsches, so doch Schiefes, klar genug hervortrat.

Anne von Lascaris, der Poet, war dem Castelluz gegenüber verlegen und befangen und Castelluz war dem schönen Vetter der Königin Catharine gegenüber zurückhaltend, wenn nicht mißtrauisch. Der französische, große Herr fühlte sich von dem stärkern Geist des deutschen Soldaten beherrscht und zuweilen auch bedrückt; der Capitain-Lieutenant aber hegte einen unbestimmten Argwohn, der übrigens nicht weiter berechtigt war, als daß Urfé im Auftrage der Königin-Mutter ihm die Wahrheit über Chastange mitgetheilt und ihr über den Erfolg solcher Mittheilung Nachricht gegeben hatte. Sonst hatte er durchaus loyal gegen den Fremden, den er hoch achtete, gehandelt.

„Baron," sagte Urfé emphatisch, die Hand des Brandenburgers ergreifend, „die schönsten Augen, die in diesen Sälen sind, schauen nach Euch aus, der

lieblichste Mund hat mir aufgetragen, Euch zu dem niedlichsten Füßchen zu führen und hundert Ritter Frankreichs schauen neidisch auf Euer Glück! Laßt Euch an der Hand der Freundschaft zum Altar der Schönheit führen."

„Was kann ich mehr noch wünschen?" versetzte Castelluz geziert, „auf denn, Freundschaft leite mich zur Schönheit!"

Die beiden Herren wanden sich zierlich und geschickt durch das Gedränge, überall hin grüßend; Chastange erwiderte das süße Anlächeln des Castelluz durch einen blitzenden, messerscharfen Blick; zwei Schritte von Chastange saß auf der Estrade eine Dame, die sich vor allen andern schon dadurch unterschied, daß sie ganz allein schwarz gekleidet war, in schwarzem Sammet mit schwarzen Spitzen. Ein runder blüthenweißer Arm, von dem sie den Handschuh gezogen, lag leicht im Schooß und ein zierlicher Kopf mit dem reizendsten, zartesten Antlitz war von einem kleinen schwarzen Hut bedeckt. Eine dichte Schaar von Cavalieren drängte sich um diese Schönheit, welche aus tiefen, dunkelblauen Augen unserem Helden mit halb neckischer Freundlichkeit entgegensah.

„Madonna Angela!" rief Castelluz in höchster Ueberraschung.

„Signore Castelluzio!" antwortete die Dame im lieblichsten Wohllaut und reichte ihm die Hand zum Kuß.

Der Capitain-Lieutenant fühlte wohl, daß diese Hand zärtlich fest auf seine Lippen gedrückt wurde.

Der Graf von Urfé hatte nicht übertrieben, zahllose Neidblicke wurden abgeschossen.

„Als wir uns auf Zante zum letzten Male sahen," begann Madonna Angela und zwar zur Verzweiflung der Umstehenden in jenem furchtbaren Sprachgemisch, welches man damals auf den von Venedig beherrschten griechischen Inseln sprach, „haben wir wohl beide nicht gedacht, daß wir uns zu Paris wiedersehen würden, ich als die Botschafterin unserer durchlauchtigen Republik, Ihr als Garde-Capitain der Königin von Frankreich."

„Verzeiht, Madonna," antwortete Castelluz, der sich vollkommen gefaßt hatte, „nicht auf Zante, sondern in Venedig haben wir uns zuletzt gesehen."

Die Dame begann leicht zu lachen, sie unterdrückte aber, sichtlich mit einiger Anstrengung, ihre Lachlust und fuhr dann fort: „Theurer Signor Ca-

stelluzio, Ihr habt mich in Venedig nicht gesehen, Ihr habt mich dort mit meinem Bruder Delfin Bragadino verwechselt, er erzählte mir den Spaß, ich erkannte Euch und Euren Kameraden, den trefflichen Hauptmann Katz, nach der Beschreibung auf der Stelle. Ich gönnte Euch die leichte Strafe, warum hattet Ihr mich in Zante so vernachlässigt und warum waret Ihr ohne Abschied davongegangen? Aber ich freute mich auch der Mittheilung, denn ich ersah daraus, daß Ihr meiner doch noch gedacht habt. Ich bin zwei Jahre nach Euch erst von Zante nach Venedig zurückgekehrt und habe mich dann mit Messer Ludovico Priuli, der jetzt hier Botschafter der Republik ist, vermählt. In den drei Wochen seit wir hier sind, habe ich öfter Euren Namen gehört, ich wußte freilich nicht, ob Ihr der grimmige Beherrscher der Insel Zante von ehedem, aber ich glaubte es gleich und heute, als ich Euch tanzen sah, erkannte ich Euch sofort!"

Während die Dame so sprach, hatte Castelluz Zeit die allerdings ganz ausgezeichnete Schönheit der Botschafterin zu betrachten, aber sie ließ ihn so kalt, daß er sich wunderte, wie sie jemals einen so großen

Eindruck auf ihn hatte machen können; dagegen fühlte er sich angenehm berührt durch die warme Freundlichkeit, mit welcher Angela zu ihm sprach und durch die Gewandtheit, mit welcher sie ihm den Ton angab, in welchem sie mit ihm zu verkehren wünschte; daß er in Venedig den Bruder für die Schwester angesehen, schmerzte ihn nicht, auch glaubte er sofort an diese Lösung.

„Madonna," fuhr er heiter und freundschaftlich fort, „ich muß gleich als Mahner vor Euch treten, Ihr seid mir noch die Fahne schuldig, die Ihr mir einst in Zante für meine Compagnie versprochen; nun ist jene Compagnie freilich verschwunden, und meine jetzige Compagnie führt die Standarte der Königin von Frankreich, aber Ihr seid mir doch einen Ersatz dafür schuldig!"

„Ich erkenne die Schuld an, mein theurer Signor," versetzte die Dame lächelnd, „und ich werde sie bezahlen, ohne daß Ihr mich noch einmal zu mahnen braucht; aber auch Ihr seid mir Ersatz schuldig für die Vernachlässigung, mit der Ihr mich in Zante gekränkt habt, deshalb erwarte ich, Euch oft in meinem Hause zu sehen; mein Schwiegervater, der

Procurator von San Marco, hat oft und sehr ehrenvoll von Euch gesprochen, Ihr seid darum auch meinem Gemahl schon nicht ganz fremd. Also kommt bald und erzählt mir, wo Ihr den treuen Kameraden, den Katz, gelassen habt!"

Castelluz verbeugte sich tief, zum Zeichen seiner Einwilligung.

„Die Herren wollen entschuldigen," wandte sich die Botschafterin, wieder französisch sprechend, an die Umgebung, „ich bin unartig gewesen und habe auch meinen Jugendfreund, den Signor Castelluzio, dazu verleitet, eine Euch nicht verständliche Sprache zu reden, aber als mein Vater Statthalter der Insel Zante war, befehligte Signor Castelluzio die Truppen der Republik daselbst und auf unsern Inseln spricht man diese schöne Sprache, von welcher Ihr eben eine Probe gehört habt; ich denke, daß auch Französisch dabei ist, denn man versichert, daß keine Sprache in der Welt sei, welche nicht zu unserer Inselsprache eine Kleinigkeit beigesteuert hätte."

Es begann nun eine allgemeine Unterhaltung, welche von der schönen Botschafterin mit großer Gewandtheit geleitet wurde. Castelluz aber staunte nicht

wenig, daß in ihm sich auch keine Spur mehr von der ehemaligen schmerzlichen Verliebtheit, trotzdem, daß er Angela schöner nie gesehen, fand und er sich sehr angenehm durch ihr frisches, freundliches Wesen berührt fühlte. Gewiß würde er den heitern Kreis noch nicht verlassen haben, zumal da er die bald wüthenden, bald verächtlichen Blicke wohl bemerkte, welche die Gräfin Chastange herüber warf, wenn nicht ein Page der Königin gekommen und ihn zu den Hoffräuleins beschieden hätte.

Der Herr Capitain-Lieutenant hatte vergessen, daß er den Hoffräuleins der Königin Louise versprochen hatte, mit jeder einen Tanz zu machen; er ärgerte sich über seine Vergeßlichkeit, denn die Fräuleins der Königin fanden selten Tänzer, obwohl sie den vornehmsten Geschlechtern des Landes angehörten, weil sie nicht gerade ausgesuchte Schönheiten wie die Sirenen der Königin-Mutter waren und der Ruf ihrer Sittsamkeit nichts Anziehendes für die baare Liederlichkeit der Cavaliere hatte. Mit den Damen der Königin konnte man keine Liebesintrigrue spielen, nicht leichfertig scherzen, ohne Gefahr zu laufen.

Castelluz wurde auch von diesen Damen, mit

welchen ihn der Dienst in öftere Berührung brachte, ärgerlich genug empfangen.

„Man muß also den Herrn Baron erst holen lassen!“ sprach Antoinette von Pardaillan, des Herzogs von Gondrin Tochter, ein hübsches, braunes und hochmüthiges Mädchen mit aufgeworfenen Lippen.

„Ich bitte mir aus, daß Ihr mir nicht den Hof macht, wie vorher der Gräfin von Hautemarie!“ setzte die ewig heitere Jacqueline von Aubusson, des Herzogs von Lafeuillade jüngste Tochter, lachend hinzu. Die ganze Schönheit dieses Mädchens bestand in einem Paar köstlicher, brauner Augen.

„Der Herr Capitain-Lieutenant hat überhaupt recht seltsame Damen-Bekanntschaften!“ meinte Claire von Montmorency, das hochmüthige Kind des ersten Barons der Christenheit.

„Wer ist die schöne Dame in Schwarz?“ fragte mit kindlicher Neugier Louise von Roye und Roucy, des Prinzen von Larochefoucault Tochter, mit ihrem magern Gesichtchen.

„Ist's eine Freundin der Dame Chastange?“ fragte Eleonore von Aumont, des Herzogs von Humières boshafte Tochter.

„Aber laßt doch den armen Baron!“ bat die gutmüthige kleine Gräfin Anna Chatonet von Puysegur.

Und Guillemette von Latrimouille, des Prinzen Talmont Tochter, machte entschlossen der Neckerei ein Ende, indem sie dem Castelluz, der gar nicht zu Worte kommen konnte, ihre sehr fleischige Hand reichte und mit hohem Ernst sprach: „Kein Wort, mein Herr Capitain-Lieutenant, Ihr seid im Dienst!“ Sie schritten dahin und schlossen sich dem Tanze an; Castelluz aber that sein Möglichstes, seinen Fehler wieder gut zu machen, er tanzte so leicht und so aufmerksam als er vermochte, und so tanzte er sich durch die ganze Reihe der Hoffräuleins seiner Königin durch. Was ihm mit der Gesammtheit nicht gelungen, das gelang ihm bei jeder Einzelnen leicht; er erzählte ihnen von der Botschafterin von Venedig, von der Insel Zante, vom Carneval und von dem bösen Streich, den ihm die Aehnlichkeit zwischen Bruder und Schwester daselbst gespielt. Er ließ sie Alle ein wenig auf seine Kosten lachen und als er mit Allen getanzt hatte, da war er auch mit Allen versöhnt. Es waren eben gutmüthige, junge Mädchen, die im Grunde alle ein wenig, wenn auch nur ein ganz klein

wenig, Zärtlichkeit für den Capitain-Lieutenant, den einzigen jungen Mann im Hofstaat der Königin, fühlten.

Etwas ermattet von den Anstrengungen der Versöhnung, begab sich Castelluz zu der eben wieder gedeckten Tafel, machte sich tapfer an einen sehr lecker aussehenden, gebratenen Rehrücken und trank einige Becher spanischen Weines dazu, als sich plötzlich ein schon älterer Cavalier auf einem leeren Sessel neben ihm niederließ.

Castelluz warf einen gleichgültigen Blick auf ihn, er kannte den Tischgast nicht, der hastig trank und sich dann in eine kalte Geflügelpastete vertiefte.

So saßen die Beiden eine kleine Weile essend und trinkend neben einander.

„Herr von Klützow" hörte Castelluz plötzlich in deutscher Sprache neben sich ganz leise sprechen, „blickt nicht auf, seht mich nicht an, an Eurer Ruhe hängt in diesem Augenblick mehr als ein Menschenleben. Ich bin ein Lutherischer vom Adel, von Moltzahn aus Mecklenburg; Euer Freund, der straßburgische Rathsschreiber, Herr Zorn von Bulach, der auch mein Freund, hat mir gesagt, Ihr würdet mir Hülfe leisten um seinetwillen, wenn ich deren bedürfte, ich

bedarf Eurer Hülfe, wollt Ihr mir helfen, so nehmt sofort Euren Becher und trinkt!"

Der Castelluz nahm, ohne einen Blick zur Seite zu werfen, seinen Becher und trank.

„Der Prinz von Condé hat mich," so fuhr der von Moltzahn nun leise fort, indem er dabei besonders gute Bissen aus der Pastete fischte, „mit wichtigen Nachrichten an den Rohan geschickt, ich fand den Herzog nicht mehr zu Hause und habe mich, da jeder Aufschub gefährlich werden konnte, unter den Cavalieren des Herrn von Latour d'Auvergne, von denen mir Einige bekannt, hier eingeschlichen; ich habe dem Rohan die Papiere glücklich zugestellt, derselbe hat sich bereits entfernt; vor einer Viertelstunde etwa giebt mir einer der Cavaliere, die mich hierhergebracht, Nachricht, daß ich verrathen bin; ein Spion ist mir nach Paris in das Hotel Rohan, von dort in das Hotel d'Auvergne, dann hierher gefolgt, es ist Befehl gegeben, mich zu verhaften und ich habe noch zwei Briefe des Prinzen von Condé bei mir, die mir der Rohan nicht abnehmen wollte."

„Wer hat den Befehl gegeben, Euch zu verhaften?" fragte Castelluz ganz vorsichtig.

„Der Herr von Souvré, wenn ich recht verstanden habe!“ lautete die leise Antwort.

Castelluz erschrak nicht wenig, denn der Graf von Souvré war die rechte Hand der Königin-Mutter in allen Dingen, wo es sich um geheime Gewaltthat handelte; der Landsmann war verloren, selbst wenn man keine Briefe bei ihm fand. Unbekanntes Gefängniß, die Tortur, um Geständnisse zu erpressen, und das Opfer kam nie wieder zum Vorschein. Es war eine harte Zumuthung, die da unserm Freund gestellt wurde. Es war an sich schon schwer, den gefährdeten Mann zu retten, noch schwerer, seinen Antheil an solchem Unternehmen zu verbergen, in jedem Fall, mochte es gelingen oder nicht, zog sich Castelluz die Ungnade der Königin-Mutter zu und diese Ungnade war unter Umständen todbringend. Der von Moltzahn aber war ein deutscher Landsmann, ein Mecklenburger, kein Hugenott, sondern ein Lutheraner, ein Freund endlich des edlen Rathsschreibers von Straßburg, das Alles waren starke Mahnungen an das Herz unseres Helden.

Er entschloß sich rasch und flüsterte: „Ich will versuchen, Euch zu helfen, zunächst müßt Ihr auf

den Fall des Mißlingens, denn ich kann für das Gelingen meines Planes nicht einstehen, die Briefe meiner Ehre anvertrauen, dann müßt Ihr mir blindlings Glauben schenken und nicht zweifeln, selbst wenn Euch mein Handeln noch so verdächtig vorkommen sollte, wollt Ihr das?"

Statt der Antwort drückte ihm der von Moltzahn die Briefe in die linke Hand, während Castelluz den Becher in der Rechten erhub, um einem Cavalier, der weiter unten an der Tafel saß, zuzutrinken.

„Nun," flüsterte Castelluz wieder, nachdem er sich niedergesetzt, „steht Ihr auf, geht durch den Saal hinter uns und verlaßt denselben durch die Mittelthür. Dort stehen außer den Dienern etliche gardes de la porte, wendet Euch an die und laßt Euch zu der Wachtstube der Leibwachten der Königin Louise führen; dort fragt Ihr nach dem deutschen Christ, das ist mein Diener und ein Mecklenburger aus der Gegend von Güstrow, Ihr werdet Euch leicht mit ihm verständigen, er wird Euch in meine Dienstwohnung führen, dort erwartet mich, aber jetzt geht auf der Stelle!"

Eine halbe Minute später hatte der von Molt-

zahn die Gallerie verlassen, der von Klützow aber saß schwer sinnend beim Becher; er hatte ein Werk angefangen und wußte nicht, wie er's hinausführen sollte. Es galt den von Moltzahn nicht allein aus dem Schloß, sondern auch aus Paris glücklich hinauszubringen; allein konnte das der Castelluz nicht, wer sollte helfen? Er dachte zuerst an den von Schönberg, er wußte, daß ihn der brave meißnische Junker nicht im Stich lassen würde, aber auch, daß der Graf von Nanteuil wohl mächtig genug war, sich selbst, nicht aber ihn vor den Folgen einer solchen Unternehmung gegen die Königin-Mutter zu schützen; auch der Bastard von Angoulème hätte sofort den von Moltzahn sicher aus Paris gebracht, er hätte gern einen Hugenotten gerettet, nur um die Pläne der Königin-Mutter zu kreuzen, in beiden Fällen aber wäre dem Castelluz nichts weiter übrig geblieben, als zugleich mit seinem Schützling zu flüchten. Wohl eine Viertelstunde saß der Capitain-Lieutenant also sinnend, dann erhub er sich, er hatte seinen Entschluß gefaßt, aber es mußte ein schwerer Entschluß sein, denn seines Gesichtes spitze, eckige Züge standen starr, wie von einem Krampf gefaßt,

und die widerliche Spannung verlor sich erst etwas, als er am nächsten Credenztisch zwei große Becher nach einander hastig geleert.

Eben als er die Gallerie verließ und in den Tanzsaal zurückkehrte, sah er den Grafen Souvré hastig durch eine andere Thür eintreten und in sichtlicher Aufregung die Anwesenden mustern. Jetzt wußte er, daß der von Moltzahn, wie der selbst schon gefürchtet, beobachtet worden, es fragte sich nur, ob man dabei Mißtrauen auch gegen ihn gefaßt. Castelluz schweifte durch den Saal, er suchte sicherlich nicht die Gräfin Chastange, die ihm entgegenkam, ihn katzenfreundlich grüßte und ihn um seine Begleitung bat.

„Ich bin im Dienst!" entgegnete er fast grob und drehte der Dame den Rücken.

Die Gräfin von Hautemarie sah ihm erstaunt nach; das war wieder ein neuer Ton, für sie ein ganz anderer; Grobheit war an die Stelle der Ironie getreten, die Aufregung, in welcher sich der sonst so gehaltene, kühle Deutsche befand, war ihr allerdings nicht entgangen, aber sie sann vergebens nach über die Bedeutung der Aufregung.

Castelluz war ein tapferer und kühner Mann, eine unverzagte Seele, aber die bodenlos leichtsinnige Art, die frivole Gleichgültigkeit, mit welcher der französische Adel von damals sein Leben um jeder Lumperei willen auf's Spiel setzte, war seinem ernsten deutschen Wesen völlig fremd; er war in Aufregung, weil er sich bewußt war, daß er in dieser Nacht sein Leben auf's Spiel setzte, um einen deutschen Landsmann, einen Glaubensgenossen, einen Freund seines Freundes zu retten.

Endlich fand er den, welchen er suchte, den Grafen von Urfé.

Er sagte demselben einige Worte, dieser fuhr zusammen und starrte ihm betroffen in's Gesicht.

„Ist das Euer Ernst?"

„Sehe ich so aus, als wollte ich mir einen unpassenden Scherz erlauben?" fragte Castelluz mit Schärfe.

„Ich kenne Eure Absicht nicht," sagte der Dichter unsicher, „es kann eine Löwenhöhle sein, aus der kein Ausweg, aber wenn ein Ausweg ist, so bezahlt Ihr denselben vielleicht mit einer Dienstbarkeit, die Euch zur Hölle wird; versteht mich wohl, hofft nicht, daß Ihr etwas umsonst erhaltet!"

„Für Eure freundliche Mahnung bin ich Euch dankbar, edler Graf, aber es muß sein?“ Castelluz sagte das mit gepreßter Stimme.

„Dann erwartet mich hier!“ versetzte Urfé trocken und ging davon; Castelluz lehnte sich an ein Marmor-Piedestal, er blickte auf und der bleiche Kopf einer Marmorbüste schaute auf ihn nieder, kalt, steinern. Scheu senkte sich das Auge des ehrlichen Brandenburgers, er wußte nicht, daß es ein Tiberius-kopf war, der ihm fast Grauen einflößte. Er wendete sich hastig um, er wollte den bleichen Kopf nicht mehr sehen; er blickte in das bunte Gewühl, in den Tanz, und er mußte seine Augen schließen, denn er sah, daß unter den Tanzenden mehrere waren, die keinen Kopf mehr hatten. Er war sich wohl bewußt, daß es eine Sinnentäuschung war, aber es war so grauenhaft, daß er leise, mit bebenden Lippen, das Vaterunser zu beten begann. Er betete es dreimal hintereinander und danach war er ruhig, fest und sicher.

Da kam Graf von Urfé zurück und sagte ernst: „Eine Stunde nach Schluß des Festes an der rothen Pforte; das Paßwort ist: „Marguerite.“

Castelluz wollte danken.

„Ich werde Euren Dank nicht vor Morgen früh annehmen," lehnte Anne von Lascaris ab, „und auch da weiß ich noch nicht, ob ich ihn annehmen darf; habt Ihr den Herrn von Rohan nicht gesehen? ich suche ihn schon den ganzen Abend vergebens."

„Ich weiß zufällig, daß Herr von Rohan den Palast schon lange verlassen hat!" entgegnete der Capitain-Lieutenant.

„Wenn Ihr Eurer Sache sicher seid, mein schöner Herr, so ist das sehr merkwürdig, sehr auffallend; sein Vetter, der Bischof von Ploermel, hat mit dem Könige von einer Bitte gesprochen, die man ihm vortragen wolle, und nun ist der Herr davongegangen!"

Der Graf entfernte sich rasch; Castelluz aber begriff, daß der von Moltzahn wahrscheinlich grade noch zur rechten Zeit gekommen, um den hastigen und übereilten Rohan von einem wichtigen Schritte zurückzuhalten, er begriff, daß es eine Haupt- und Staatsaction sei, in welche er hineingezogen war.

Mit begreiflicher Ungeduld harrte er nun auf den Schluß des Festes und seufzte endlich erleichtert

auf, als er sah, daß der Großceremonienmeister den Königlichen Zug ordnete. Eilig begab er sich in die Nähe des Thrones, wo sich auch schon die Hoffräuleins der Königin Louise aufstellten, die ihn mit allerlei Scherzworten empfingen. Es war dem armen Gesellen sehr schwer, jetzt den rechten Ton mit seinen freundlichen Tänzerinnen zu finden.

In derselben Weise, wie der König gekommen, zog der König wieder ab, nur reichte er, nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt, seiner Gemahlin den Arm, welchem Beispiel folgend, seine Mignons und die andern vornehmen Herren des Gefolges den Hoffräuleins der Königin den Arm boten. Castelluz aber schloß mit zwei Officieren der Königlichen Leibwachten den Zug.

Die Königin-Mutter blieb als Wirthin noch einige Minuten länger, bis auch sie sich mit ihren Sirenen entfernte, nachdem sie dem Grafen Strozzi Befehl gegeben, für die noch anwesenden Gäste zu sorgen.

Auf dem zweiten Treppenabsatz verabschiedete sich die Königin von ihrem Gemahl und Castelluz führte seinen kleinen Zug durch das große Couloir

zu den Gemächern der Königin, während der Königliche Zug die Treppe vollends hinab und dann eine andere wieder hinaufzog.

In der Zeit, da die Königin mit ihren Fräuleins in die innern Gemächer sich zurückzog, wo die Damen entlassen wurden, empfing der Capitain-Lieutenant in der Wachtstube die herkömmlichen Meldungen und wartete etwa eine Viertelstunde, dann begab er sich in das Vorzimmer der Königin.

Hatte in dieser Zeit der König durch den Kämmerling vom Dienst und die Huissiers der Kammer sein Kopfkissen gesendet, so war der Capitain-Lieutenant entlassen und konnte sich in seine Kammer zurückziehen. War das nicht geschehen, wie heute, wie fast immer, so wurde der Capitain-Lieutenant durch die Kammerfrau vom Dienst in die zweite Anticamera der Königin beschieden.

Die Königin stand in einem weiten weißen Nachtmantel am Kamin und sprach mit ihrer milden Stimme: „Bringet dem Könige, unserm vielgeliebten Herrn, unsern Gruß zur Nacht!“

Der Capitain-Lieutenant verneigte sich tief, die Königin winkte ihm gnädig mit der Hand zur Entlassung.

Zwei Mann der Leibwachten mit Fackeln traten ihm draußen vor und so marschirte er dann durch die finstern, leeren Corridore, die schweigenden Hallen, treppauf, treppab, zu der Wohnung des Königs. Mehrfach von Wachen angerufen, gelangte er zu des Königs Wachtstube, wo der Lieutenant vom Dienst ihm entgegenkam und ihn in das Königliche Vorzimmer geleitete. Hier mußte er warten, bis er gemeldet war.

Drinnen im Schlafgemach des Königs hörte er laut sprechen und lachen, endlich führte ihn der Kammerdiener ein.

Es war ein weites Gemach, so groß, daß sich selbst die mächtige Bettstatt, die mit ihrem hohen Himmel, ihren Auftritten, Treppchen, Säulen und Vorhängen ein kleines Haus war, in einem Winkel verlor. Eine große Anzahl von Lichtern war angezündet, denn der abergläubische König fürchtete sich vor der Dunkelheit.

Der König saß, in dem langen Nachtmantel einer Frau noch ähnlicher, vor einem großen Putztisch mitten im Gemach und ließ sich von zwei Kämmerlingen mit Salben, mit Oelen und wohl-

riechenden Wassern bestreichen, Teig von verschiedenen Arten auflegen, und hielt dabei einen kleinen langhaarigen Hund auf dem Schooß, den er mit matter Hand streichelte. Um ihn herum aber lagen auf niedrigen Kissen und Polstern vier oder fünf seiner Mignons, die ihm Geschichten erzählten, laut scherzten und lachten.

Als Castelluz eintrat und an der Thüre stehen blieb, wendete König Heinrich sein gelangweiltes Gesicht langsam nach ihm und rief: „Schweigt Ihr Schwätzer, der Mann kommt von Einer, die hundertmal mehr werth ist, als wir Alle zusammen!"

„Das kann ich von meiner Gemahlin nicht behaupten, obwohl sie der Königin Schwester ist!" lachte der Herzog von Joyeuse, dessen Gemahlin Marguerite von Vaudemont war.

Der König drohte dem unartigen Günstling leicht mit dem Finger und gab Castelluz das Zeichen zu sprechen.

„Meine gnadenreiche Königin sendet dem Könige, unserm vielgeliebten Herrn, ihren Gruß zur Nacht!" sprach der Capitain-Lieutenant ruhig.

„Bringt der Königin meinen Dank und meinen

Gruß zur Nacht!" erwiderte Heinrich, er konnte aber kaum ausreden, weil die Mignons durcheinander-riefen:

„Der Herr kann sein Sprüchlein ganz gut, in Anbetracht, daß er es seit Jahren schon jeden Abend hergebetet hat!" rief Einer.

„Es ist ein Abendgebet zur heiligen Louise!" spottete ein Anderer.

„Stille, Gaston, die Königin ist wirklich eine Heilige!" rief der König ärgerlich.

„Und der Papst, der sie dazu gemacht hat, heißt Heinrich III.!" lachte Joyeuse.

Es lag eine schneidende Bosheit in den Worten des Günstlings, die der König wohl fühlte, da er aber zu schwach war, sie zu strafen, so winkte er dem Capitain-Lieutenant hastig seine Entlassung zu.

Im Abgehen hörte Castelluz noch eine Fülle von Bosheiten, funkelnd scharfe, forschend giftige, spitzige, witzige — er athmete hoch auf, als er draußen in eine andere Athmosphäre trat. Es erfaßte ihn, stärker noch als sonst, denn es war nicht das erste Mal, daß er Zeuge solcher Auftritte, ein grimmiger Ekel vor diesem Könige, der seine edle

Gemahlin nicht ein Mal vor dem gemeinen Hohn, vor dem schändlichen Spott dieser Günstlinge zu schützen vermochte.

Diese Günstlinge, die wie ihr König weibisch eitel, aber auch tapfer und begabt waren, bekämpften sich fortwährend gegenseitig, sobald es sich aber um die Königin handelte, waren sie Bundesgenossen, sie sahen in dieser frommen Königin ihre gemeinsame Feindin. Gewann die Königin mehr Einfluß auf ihren Gemahl, so waren sie in ihrer abscheulichen Herrschaft bedroht und bei der Schwäche des Königs war das gar nicht unmöglich; ja, es war schon mehrmals vorgekommen, daß freilich nur auf kurze Zeit, die Frömmigkeit, die Reinheit und Milde der Königin gesiegt hatten. Mehrere dieser Mignons waren schon öfter in's Exil geschickt, aber freilich bald genug wieder geholt worden.

Der Capitain-Lieutenant marschirte zurück, brachte der Kammerfrau der Königin den Königlichen Gegengruß und zog sich dann zurück.

In der Wachtstube fand er den getreuen Christian, dieser lachte ihn huldvoll an, das war genug, dadurch erfuhr Castelluz, daß der von Moltzahn in

seiner Wohnung; nach ihm zu sehen, war für ihn keine Zeit mehr, denn seine Stunde schlug. Er ließ sich einen Reitermantel geben, hüllte sich hinein und setzte den Halbhelm eines Reiters auf, dann trat er seinen schweren Gang an.

Starr und still lag das Tuillerienschloß, der Herbststurm heulte draußen und der Regen schlug klatschend gegen die Fenster; der Castelluz wäre freilich lieber, viel lieber draußen in dem Sturmwetter einem Kampf auf Tod und Leben entgegengegangen, aber Bangigkeit oder Furcht fühlte er jetzt nicht mehr, er war sich eben nur des gefährlichen Schrittes vollkommen bewußt, den er jetzt that.

Sein Weg führte ihn in den Theil des Schlosses, der noch nicht ausgebaut war, eine Wüstenei umgab ihn und volle Finsterniß, Einer, der den Weg nicht ganz genau kannte, hätte sich hier nimmer zurecht gefunden.

Endlich stand er vor einer hohen, aber schmalen Thür, zu welcher eine Stufe hinaufführte. Er klopfte entschlossen und fest an, sofort öffnete sich die Thür nach innen und dem Eintretenden streckte sich eine Partisane entgegen.

„Gebt das Wort!“ klang der leise Anruf.

„Marguerite!“ flüsterte Castelluz.

„In Ordnung! geht vorwärts!“

Die Thür klappte zu und der Partisanenträger setzte seine gewichtige Waffe fest auf den Boden. Das mußte ein Zeichen sein, denn alsbald öffnete sich im Hintergrund eine Thür, durch welche ein matter Lichtstrahl in die Vorhalle fiel.

Ein älterer Diener begrüßte den Capitain-Lieutenant sehr artig, aber ohne zu reden, und winkte, ihm zu folgen. Durch einen breiten, mit Decken belegten, schwach erleuchteten Gang kamen die Beiden an eine Thür, an welcher der Diener leise klopfte, sie dann öffnete und Castelluz einlud, einzutreten, indem er ihm Helm und Reitermantel abnahm; dann trat er mit einer tiefen Verneigung zurück und schloß die Thür hinter dem Eingetretenen.

Der Capitain-Lieutenant stand vor der Königin Catharine.

Die Medizäerin saß wie fröstelnd an einem Kamin, in welchem ein helles Feuer loderte; sie war in einen schwarzen Sammetmantel gehüllt, den sie um ihre in einandergeschlungenen Arme gewickelt

hatte. Unter der schwarzen Kapuze trat das weiße, feste Gesicht bleich leuchtend hervor; Castelluz dachte an die Marmorbüste im Ballsaal.

„Tretet näher, mein schöner Herr!" befahl die Königin nicht ungnädig.

Der brandenburgische Junker verbeugte sich zwei Mal, dicht vor der Königin aber beugte er leicht das Knie; die Königin blickte ihn nicht ungütig an, aber wer vermochte zu lesen in diesen festen Zügen, in diesen runden Augen! In ehrerbietiger Haltung stand Castelluz, aber er hielt seine Blicke unausgesetzt auf die Augen der Königin geheftet. Dachte er sie dadurch zu fesseln, weil der Menschenblick die Wuth der Bestien zu fesseln vermag?

Dachte er dergleichen, so beschämte ihn die Medizäerin, die in diesem Augenblick ihn beinahe bewunderte, indem sie dachte: „So sieht also ein Mann aus, auf den man sich verlassen kann! so sieht ein Mann aus, der noch durch Dankbarkeit zu fesseln ist!" Sie betrachtete ihn etwa wie das Bild eines Paladins von der Ritterschaft Carls des Großen.

Sie lud durch einen auffordernden Blick den

Capitain-Lieutenant ein, ihr seine Bitte vorzutragen, denn für ihn als einen Bittenden hatte Urfé diese geheime Audienz erbeten und erlangt.

„Große Königin,“ begann Castelluz entschlossen, „heute kurz nach Mittag ist ein Cavalier des Herrn Prinzen von Condé hier eingetroffen und hat sich sofort in das Hôtel Montbazon begeben, um Herrn von Rohan ein eigenhändiges Schreiben des Herrn Prinzen zu überbringen.“

Die Königin erhob sich langsam von ihrem Sitze, ihrem spähenden Auge konnte keine Bewegung des Junkers entgehen.

„Der Cavalier“, fuhr Castelluz kühn und auch seinerseits keinen Blick von der gefürchteten Herrscherin verwendend, fort, „eilte von dort in das Hotel Latour d'Auvergne, weil Herr von Rohan sich bereits zum Feste in die Tuillerien begeben hatte; er kannte zwar den Vicomte von Turenne nicht, aber er war befreundet mit einigen Auvergnatischen Edelleuten in dessen Gefolge und ließ sich durch diese mit in die Tuillerien führen, so kam der Bote des Herrn Prinzen von Condé zu dem Nachtfest der Königin und hatte Gelegenheit, Herrn von Rohan die ihm be-

stimmten Papiere zu überreichen, worauf dieser augenblicklich das Fest verließ —"

Catharine zog die bis dahin ineinandergeschlungenen Arme langsam auseinander, der schwarze Mantel glitt zurück, sie stand im weißen Nachtkleide wie eine Statue da, ein Zug gespannter Erwartung trat um den Mund hervor.

„Leider war das Alles nicht unbemerkt geblieben," sprach der Capitain-Lieutenant weiter, „ein Späher des Grafen von Souvré war dem Cavalier wahrscheinlich auf dem ganzen Wege schon gefolgt, hatte ihn in das Hotel Montbazon treten sehen, war mit ihm in die Tuillerien gekommen. Der Unvorsichtige hatte es versäumt, sofort mit Herrn von Rohan den Palast zu verlassen, und vernahm nun zu seinem Entsetzen durch Einen seiner auvergnatischen Freunde, daß er verrathen sei, daß der Graf von Souvré Befehl gegeben habe, ihn zu verhaften. Er begriff, daß er nicht ein Mal den Palast verlassen könne, geschweige denn Paris, er sah sich bereits in den Händen des unerbittlichen Souvré, er sah sich gefoltert und sterbend in einem unbekannten Gefängniß —"

Ein leichtes Lächeln spielte um die Lippen der Medizäerin.

„Dieser Unglückliche“, fuhr Castelluz, seine Worte jetzt schärfer betonend, fort, „ist ein Deutscher von Adel, des Namens von Moltzahn, in Mecklenburg dicht bei meiner Heimath zu Hause, mein lutherischer Glaubensgenosse, ein edler Mensch, denn er ist der Freund meines edlen Freundes, des straßburgischen Rathsschreibers Zorn von Bulach, der ihm einen Gruß an mich aufgetragen. Er nahm nun seine Zuflucht zu mir, setzte sich, da ich in der Gallerie einsam bei Tische saß, zu mir und vertraute sich mir an. Ich versprach ihm, wie ich gar nicht anders konnte, ihm zu helfen, obwohl ich noch nicht wußte, wie ich das bewerkstelligen sollte, obwohl ich begriff, daß ich durch meine Einmischung meine Stellung in Gefahr brachte —“

Das Antlitz der Königin zeigte jetzt volle Befriedigung.

„Zunächst“, berichtete jetzt Castelluz weiter, „schützte ich den Unglücklichen vor der sofortigen Verhaftung, indem ich ihn in meine Dienstkammer schickte. Nach einigem Ueberlegen sah ich ein, daß ich nur

einen Weg hatte zur Rettung meines armen Landsmannes, ich mußte mich an die Großmuth der großen Königin wenden, welche das Königthum von Frankreich aufrecht erhalten hat in so gewaltigen Stürmen, an die einsichtige Herrscherin, die bei ihren Dienern nicht nach dem Glaubensbekenntniß fragt, und ihre Gnade auch Denen schenkt, die nicht in einer Kirche mit ihr beten. Große Königin, rettet meinen unglücklichen Landsmann!"

Der Capitain-Lieutenant kniete vor der Königin nieder und streckte bittend seine Hände auf zu ihr, Catharine schaute freundlich zu ihm nieder, dann nahm sie seine Hand und befahl ihm, aufzustehen; Castelluz war fein genug, diese Bewegung zu verstehen, er hatte die feste Ueberzeugung, gesiegt zu haben, und drückte einen feurigen Kuß auf diese immer noch schöne, furchtbare Hand. Vielleicht entschied dieser heiße Kuß erst seinen Sieg, denn die Medizäerin war und blieb immer eine Frau.

„Ihr seid ein kluger, aber auch ein großmüthiger und dankbarer Mann," begann Catharine langsam, „solche Männer sind selten und ich will Euer Vertrauen nicht täuschen, ich liebe und schätze solche

Männer; Ihr habt mir die volle Wahrheit gesagt bis auf einen Punkt —“

Die Königin hielt inne, Castelluz wußte, was sie wollte, seufzend zog er die zusammengeknitterten Papiere hervor, die ihm Moltzahn anvertraut, die er für den Preis des Handels hielt, und sprach gepreßt: „bis auf diese Papiere, die der von Moltzahn noch außerdem mit sich führte!“

Er sah, daß die Königin unschlüssig war.

„Wißt Ihr, an wen diese Briefe gerichtet sind?“ fragte sie; sichtlich kämpfte die Medizäerin schwer mit sich selbst.

„Nein, große Königin!“ antwortete Castelluz rasch.

Catharine nahm die Briefe mit zwei Fingern und warf sie in's Kaminfeuer; ein Moment und die Flamme hatte sie verzehrt.

Als die Briefe verbrannt waren, blickten sich die Beiden an; die Königin sah fast aus, als bereue sie die rasche That, als sie aber in dem spitzen, braunen Gesicht des Castelluz den Ausdruck offener Bewunderung entdeckte, da ward ihr Antlitz Sonnenschein und mit fast schmeichelnder Stimme sagte sie: „Ihr habt mich da zu einer großen Unklugheit verleitet,

mein Sohn, aber ich konnte mich doch von Euch nicht an Großmuth übertreffen lassen!"

Sie nahm ihren Platz am Feuer wieder ein und Castelluz lag vor ihr auf den Knieen und küßte ihr die Hände; das litt sie eine Weile ganz geduldig, sie mochte ihn in Gedanken mit einigen andern Männern vergleichen, die vor ihr auf ihren Knieen gelegen und ihre Hände geküßt hatten. Vielleicht freute sie sich auch einen Augenblick des Bewußtseins, diese Huldigung wirklich verdient zu haben.

„Steht auf!" befahl sie plötzlich. „Euer deutscher Landsmann muß sofort aus Paris, die Königin Catharine thut nichts halb; der Graf von Souvré hat rasche Hände und läßt selten etwas durch seine Finger gleiten. Ich werde einige Zeilen an meinen vielgeliebten Sohn Franz, den Herzog von Alençon und Anjou, schreiben, der sich jetzt die Grafschaften Flandern und Brabant erobert, behalten wird er sie wohl nicht, aber es giebt doch diesem theuren katholischen Könige von Spanien einige Zerstreuung. Euer Landsmann soll sie nach Flandern bringen, als mein Bote kommt er sicher aus Paris und Isle de France; für das Weitere wird er schon

selbst sorgen, es giebt hugenottische Plätze mehr als mir oft lieb ist; aber Ihr müßt ihn selbst unbemerkt aus dem Palast bis zum nächsten Thor bringen. Reicht mir den Schreibkasten dort!"

Castelluz brachte den Schreibkasten, die Königin nahm denselben auf ihre Kniee, schrieb auf einen großen Bogen einige Zeilen, brach das Papier dreifach und schrieb außen darauf: „An Unsern vielgeliebten Sohn Franz, den sehr edlen und mächtigen Prinzen, Herzog von Alençon, Anjou, Brabant, Grafen von Flandern, eigenhändig von Uns der Königin Catharina." Darum schlang sie einen Seidenfaden, dessen Enden durch eine rothe Wachspaste liefen, die auf beiden Seiten mit dünnem Papier belegt war. Nun drückte sie auf die eine Seite ihr großes Siegel mit den verbundenen Wappen von Frankreich und Florenz, auf die andere Seite aber ein kleines Ringsiegel mit dem Wappen von Florenz allein.

„Ich glaube nicht," sagte sie stolz, „daß selbst der wüthendste Guisard es wagen wird, den Träger eines Briefes aufzuhalten, der dieses kleine Siegel trägt! Ihr aber, mein Sohn, bringt Euren Landsmann sofort aus dem Schlosse und sorget, daß er in

dieser Nacht noch Paris verlassen hat. Seid vorsichtig, gebt ihm kein Pferd, welches als das Eurige erkannt werden kann, führt ihn selbst zum Thore Maillot, dort hat der junge Franz Boufflers, den ich aus der Taufe gehoben habe, die Wache, dem zeigt diesen Brief und befehlt ihm in meinem Namen, Niemanden ein Wort davon zu sagen, daß ein Bote von mir in dieser Nacht sein Thor passirt habe. Jetzt geht mit Gott, mein Sohn, ich bleibe Eure gnädige Königin!"

Catharine reichte dem Brandenburger den Brief und entließ ihn mit einer würdevollen Handbewegung.

Wie ein Träumender schlich der Castelluz, von demselben alten Diener geleitet, zur rothen Pforte zurück; er kam eigentlich erst wieder zu sich, als er einsam durch die wüsten Räume des Neubaues tappte, aber dann beeilte er sich; es mußte fast zwei Uhr sein und er hatte noch viel zu thun.

Als er in seine Dienstkammer trat, fand er Christian allein bei einer umgestülpten, d. h. leeren Kanne sitzen.

„Nun, wo ist der Landsmann?" fragte er rasch.

„Liegt drinnen auf Eurem Bett, gnädiger Herr, und schläft fest!“ lautete die Antwort.

„Vor Euch Mecklenburgern habe ich Respect,“ rief Castelluz, „könnt schlafen, wenn Euch das Messer an der Kehle sitzt!“

„Was denn?“ meinte Christian verwundert, „der Herr Landsmann ist ja im Dienst und hat ein gut Gewissen, warum soll er denn nicht schlafen? Sterben müssen wir doch Alle einmal!“

„Christian,“ befahl jetzt der Junker, „wir müssen sofort aus dem Palast, ohne bemerkt zu werden, wir müssen durch die kleine Treppenthür, wo Einer von unsern Leuten die Wache hat, über den Bauplatz und dann im Winkel über den Blockzaun steigen, endlich mußt Du in unserem Quartier eilig drei Pferde satteln; für unsern Landsmann den Braunen, den Du neulich gekauft hast, den hat noch Niemand bei uns gesehen, wir begleiten den Landsmann bis zum Thor Maillot und müssen dann unbemerkt wieder in's Schloß. Verstanden?“

Christian nickte und holte aus einem Wandschrank drei Kapuzenmäntel vom gröbsten braunen Tuch; Castelluz aber trat in sein Schlafzimmer, wo

er zuerst dem silbernen Graumann, der ihn erwartet zu haben schien, den Kopf streichelte, dann aber mit einiger Mühe den Herrn von Moltzahn aus tiefem Schlaf erweckte.

„Bitte, sprecht nicht, mein lieber Herr Landsmann, wir haben keine Zeit zu verlieren; das Nöthige sage ich Euch unterwegs!“

Mit diesen Worten half Castelluz dem Moltzahn, den braunen Mantel anlegen, befahl dem Graumann, als wenn er mit einem Menschen spräche, gute Wache zu halten, und ging hinaus.

Zehn Minuten später huschten drei dunkle Gestalten durch den klatschenden Regen über den Bauplatz und verschwanden in dem Winkel der Kirche von St. Germain l'Auxerrois gegenüber. Wieder eine halbe Stunde darauf ritten drei Reiter, viel zu langsam für ihre Ungeduld, aber der Zustand der Straße, die dichte Finsterniß und das Wetter gestatteten keine raschere Bewegung, dem Maillot-Thore zu. Und als danach wieder eine Stunde verflogen war, huschten wieder dunkle Gestalten über den Bauplatz und schlichen in das Schloß; es waren aber nur Zwei, der Dritte hatte bereits ein gutes Stück

auf der Straße zurückgelegt, die ihn von der Todesgefahr entfernte.

Am andern Morgen erschien ein Exempt der Prevotal-Wache auf der Wache der Königin und ersuchte den Herrn Capitain-Lieutenant sehr höflich, ihm zu dem Herrn Großprevot Grafen von Souvré zu folgen, der ihn zu sprechen wünsche. Noch höflicher bedauerte der Herr Capitain-Lieutenant, daß er im Dienst seiner gnadenreichen Königin sei, also dem Wunsche des Herrn Großprevots zu seinem großen Bedauern nicht nachkommen könne. Als sich nun der Herr Exempt erkundigte, wann der Herr nicht im Dienst sein werde, empfing er die höchst verwunderte Antwort, ob man auf der Groß-Prevoté denn nicht wisse, daß der Capitain-Lieutenant der Königin von Frankreich immer im Dienst sei.

Der Herr Exempt entfernte sich und nun geschah, was Castelluz vorhergesehen, der Herr Großprevot kam wüthend und zornroth mit etlichen Officieren der Prevoté an und sagte barsch: „Da Ihr mir die Ehre Eures Besuchs versagt, so muß ich wohl selbst kommen, um Euch einige Fragen vorzulegen!"

„Die Kammer der Leibwachten meiner gnaden-

reichen Königin ist kein Verhörzimmer!" entgegnete Castelluz hochmüthig abweisend.

Als nun Graf Souvré zornig polternd auffuhr, bat ihn Castelluz, nicht zu vergessen, wo er sich befinde, und daß er gar kein Recht habe, hier einzutreten; seine Frage möge er schriftlich seinem Capitain, dem Könige selbst, einreichen, er wolle dieselbe gern beantworten, wenn es der König selbst befohlen haben werde, sonst aber nicht. Wüthend stürzte der Graf davon und hatte noch den Schmerz, daß ihn die Königin-Mutter auslachte, als er sich bei ihr beklagte.

„Der deutsche Baron hat vollkommen Recht, mein schöner Graf," rief sie spottend, „Ihr habt einen Fehler gemacht."

Da merkte denn der Herr Großprevot, wie die Sachlage war, und ist danach dem Castelluz immer etwas mürrisch zwar, aber doch sehr höflich aus dem Wege gegangen. Er hat aber nie begriffen, wie es dem von Moltzahn gelungen, davonzukommen, denn er hatte gegen den Castelluz nie rechten Verdacht gehabt, weil seine Spione ihm berichtet, daß bei Tische

der Moltzahn zwar neben ihm gesessen, aber nicht mit ihm gesprochen habe. Wollte ihn eigentlich nur befragen, um seine Macht zu zeigen, was ihm denn freilich übel bekommen.

Viertes Capitel.

Wie der Castelluz Vorleser des Königs war, einmal und nicht wieder.

In einem armseligen Gemach eines halbverfallenen Hintergebäudes gehen zwei Männer reifern Alters langsam auf und ab, der General-Obrist der schwarzen Reiter Caspar von Schönberg und der Herr von Ravignan, genannt der „Patriot.“ Behäbiger und freundlicher noch als sonst giebt sich der Graf von Nanteuil, wir müssen unsern sächsischen Landsmann wohl auch so nennen, obwohl er sich sein Leben lang mit seinem deutschen Namen genannt und geschrieben hat; noch finstrer und grimmiger als gewöhnlich tritt der „Patriot“ auf seinen langen Storchbeinen einher, aber sein Herz ist wohlwollend wie immer.

Ein mächtiges Feuer lodert im Kamin, draußen ist's rauher Winter und dünner Schnee wirbelt über den hartgefrornen Boden.

Die kahle Kammer ist fast der einzige noch bewohnbare Raum im Hôtel Ravignan; die fanatische Wuth der Sechszehner hatte zwei Jahre zuvor das Hotel verwüstet, als es hieß, der „Patriot" habe den neuen Frieden der Hugenotten mit dem Könige zu Stande gebracht. Seitdem wohnte der stolze und doch so milde Mann in den Trümmern seines reichen Familiensitzes.

„Ihr habt wieder recht gehabt, Graf," sagte Herr von Ravignan seufzend, „dieser unglückselige Herzog von Anjou ist nichts als ein Spielball in den Händen des schlechten, tiefverschlagenen Prinzen von Oranien. Dieser armselige Herzog hat all' die Laster und Schwächen der Könige, seiner Brüder, aber nicht eine ihrer bessern Eigenschaften, auch steht es mit seiner Gesundheit ganz erbärmlich!"

„Und dieses arme Prinzlein," entgegnete Schönberg höhnisch, „will das Mannweib, die englische Elisabeth, immer noch heirathen; eine Puppe nach der andern schiebt Wilhelm von Oranien vor, erst den Erzherzog Matthias, jetzt den Anjou, man muß dieses Oraniers Geist bewundern, wenn man auch Grauen vor seiner tiefen Verstellung und Heimtücke empfindet."

„Ihr habt neuere Nachrichten?“

„Ich habe einen Brief von meiner Pathin Johanna von Cossé-Brissac, deren Gemahl sich, wie Ihr wißt, zu dem Herzoge von Anjou begeben hatte, der aber jetzt die Niederlande wieder verlassen und sich wahrscheinlich dem Herzog von Guise angeschlossen hat.“

„Das wird den armen König sehr kränken, denn er liebt den ehemaligen Mignon immer noch,“ meinte Schönberg, „aber was hat ihn denn zu diesem Schritt bewogen?“

„Eine übermüthige That und eine muthige Rede,“ entgegnete Ravignan mit sichtlichem Wohlgefallen; „in der Empfangsstube des Herzogs von Anjou redete in dessen und des Prinzen von Oranien Gegenwart ein Poitevinischer Edelmann schlecht von unserm Könige; Espinoy Saint Luc gab ihm eine Ohrfeige, Anjou sagte kein Wort zu diesem Frevel, Oranien aber sprach in seiner tückischen Weise aufhetzend: „Kaiser Carl V. würde niemals eine solche That ungestraft gelassen haben!“ Da sagte Espinoy Saint Luc unerschrocken: „Wie könnt Ihr Euch unterfangen, Prinz von Oranien, von dem Kaiser Carl

zu reden; wenn der nicht todt wäre, müßtet Ihr schon längst Land und Leben meiden als ein Rebell!" danach mußte er wohl, den Feind kennend, den er sich erweckt, eilends die Niederlande räumen!"

„Er ist doch im Grunde ein prächtiger Mensch, dieser Franz von Espinoy Saint Luc," rief Schönberg begeistert, „man muß ihm viel verzeihen um seines Heldenmuthes und seiner Unerschrockenheit willen!"

„Er hat nur schon zu viel gethan," meinte der Patriot ruhig, „was der Verzeihung von Gott und Menschen dringend bedürftig ist; er ist klug und fähig genug, dem Könige und seinem Vaterlande noch große Dienste zu leisten, bringt er sich aber wieder zu Ehren und die Schmach seiner Mignonschaft in Vergessenheit, so verdankt er das lediglich seiner Gemahlin, meinem braven Pathenkinde Johanna."

„Ihren Gemahl hat des alten Marschalls von Cossé ächte Tochter gerettet, aber unsern armen König hat sie doch nicht von den Mignons zu befreien vermocht!" bemerkte Schönberg seufzend.

„Jenen ersten Plan," rief Ravignan eifrig, „habe ich nie gebilligt; er war zu frauenhaft abenteuerlich und ohne des von Arques Verrath wäre er doch

vielleicht gelungen! Jetzt hat mir mein liebes Pathenkind einen neuen Plan an die Hand gegeben; er ist viel einfacher, gar nicht abenteuerlich, ich billige ihn und vielleicht giebt Gott Gelingen! Wir haben unendlich viel gewonnen, wenn wir den König von diesen Mignons befreien!"

Schönberg sah den „Patrioten" fragend an.

„Geduldet Euch noch einen Augenblick, Graf," wehrte dieser ab, „ich höre schon die Schritte des andern Mannes, den ich hierher beschieden, wir wollen den Plan der lieben Frau von Espinoy Saint Luc selbdritt besprechen!"

Der Graf von Nanteuil wendete sich neugierig nach der Thür um, diese öffnete sich und Castelluz von Klützow trat ein.

„Der neue Günstling der Königin-Mutter!" rief der General-Obrist einigermaßen erstaunt.

„Günstling, ja," fügte der von Ravignan freundlich ernst hinzu, „ein Günstling aber ohne Furcht und Tadel, wie ihn Catharina von Medicis noch nie gehabt hat."

„Ein Günstling ohne Einfluß!" bemerkte Castelluz bescheiden, den Herren die Hand reichend.

„Sagt das nicht, Baron," rief der Patriot eifrig, „es wird eine Stunde kommen, in welcher Ihr die Macht geltend machen werdet, die Ihr über die Königin-Mutter habt, und das wird die Stunde sein, in welcher sich diese merkwürdige Frau zu einer großen und guten That entschließt!"

„Schämt Euch Eurer Günstlingschaft nicht," sagte Schönberg deutsch treuherzig. „Ihr habt Euch derselben nicht zu schämen und die große Frau, bei Gott, auch nicht. Ich sage Euch, Ihr seid sicher, daß sie Euch nie zumuthen wird, etwas Unehrenhaftes zu thun; schweigt, junger Freund, ich weiß, daß Ihr lieber sterben würdet, als solchen Zumuthungen nachzuleben, aber Ihr habt keine solchen zu fürchten, das sagt Euch der Schönberg, der sich gewaltig freut, daß es ein deutscher Landsmann ist und ein Lutheraner, der dieser mächtigen Frau gelehrt hat, den Mann zu achten!"

„Der Herr General-Obrist vergißt, daß er ein französischer Graf und katholischer Christ ist!" bemerkte mit sanftem Tadel der von Ravignan.

„Ach was," polterte der Schönberg, „ich bin dem Könige in Frankreich ein getreuer Diener und

schätze meine Kirche, aber ich bin doch mal ein Deutscher und ein Lutheraner gewesen und das vergißt sich nicht!“

„Die Königin-Mutter hat mir vor einigen Tagen versichert,“ erklärte Ravignan, der sich stellte als habe er Schönbergs Rede nicht gehört, „daß Ihr, neben dem großen Connetable Anne von Montmorency, der einzige Mann seid, der ihr Achtung eingeflößt.“

„Das war nun freilich nicht sehr höflich, Euch das in's Gesicht zu sagen, mein armer Ravignan, aber wahr wird es wohl sein; übrigens war dieser große Connetable allerdings ein sehr tapfrer und kühner Held, aber ein sehr armseliger Feldherr!“

Mit diesen Worten drückte Schönberg noch ein Mal kräftig die Hand des jüngern deutschen Landsmannes.

„Und was haben mir die Herren zu befehlen?“ fragte Castelluz bescheiden, obwohl er durchaus nicht unempfindlich für das war, was Schmeichelhaftes für ihn in diesen Reden der beiden Cavaliere lag.

„Wir haben einen Plan, für den wir Eure Unterstützung hoffen,“ sagte Ravignan ruhig, „oder vielmehr einen Plan, bei dessen Ausführung Ihr,

wie wir überzeugt sind, gern die Hauptrolle übernehmen werdet!"

Castelluz verbeugte sich, dann nahm er auf eine einladende Handbewegung des Hausherrn einen alten Sessel; die drei Herren setzten sich um das Feuer, in welches, da ihm weitere Nahrung nöthig schien, Ravignan mit der Unbekümmertheit eines Philosophen eine schwere Fußbank von Eichenholz warf, auf welche Schönberg soeben seinen Fuß stützen wollte.

„Kennt Ihr den Herrn von Espinoy Saint Luc?" fragte der Patriot ernsthaft.

„Ich habe gesehen, daß er ein sehr schöner Mann ist, ich habe gehört, daß er klug und tapfer sei und weiß, daß er vor einiger Zeit den Hof wider Willen des Königs verlassen hat. Das ist Alles!"

Diese Erklärung schien dem Schönberg zu gefallen, er nickte dem Castelluz zu.

„Und Ihr wißt nicht, weshalb Herr von Espinoy Saint Luc den Hof verlassen hat?"

Der Capitain-Lieutenant verneinte die Frage Ravignans.

„Unser König," fuhr nun der Patriot fort, „wollte diesen Mignon reich machen, da vermählte

er ihm die kluge Johanna von Brissac, die jüngere Tochter des Marschalls von Cossé-Brissac, die ihm eine reiche Mitgift zubrachte. Und die kluge, hochherzige Johanna liebte den schönen, kühnen Mann, fühlte aber im brennenden Schmerz die Schmach seiner Mignonschaft. Von diesem Makel ihn zu befreien, den König selbst aus dieser Entwürdigung zu reißen, hat sie von ihrem Hochzeittage an beschlossen und bald eine solche Gewalt über den Gemahl gewonnen, daß sie ihn willig fand, ihr zu gehorchen. Schließlich stellte sie ihm vor, wie es seine Pflicht sei, den König selbst zu retten, dadurch, daß er an dessen Aberglauben anknüpfe. Der König, sagte sie ihm, ist, wenn die Sinnenlust seine Kräfte erschöpft hat, häufigen Vorwürfen des Gewissens ausgesetzt. Seine Andacht verirrt sich zum Aberglauben; er wähnt den durch Ausschweifungen erzürnten Gott durch Bußübungen zu versöhnen und vollständige Genugthuung zu geben. Ist die Buße gethan, so fühlt er sich dadurch zu neuen Sünden gekräftigt und so hat er in seiner Verkehrtheit die Frömmigkeit selbst zur Helferin der Wollust gemacht. Des Königs schwache Seite ist seine Andacht, auf diese müßt Ihr

einsetzen, lasset ihn, wenn er von Genüssen ermüdet die Ruhe sucht, eine Stimme vernehmen, die ihm gebietet, sich zu bessern, wenn ihm anders Leben und Thron werth, die ihm für den Fall der Unbußfertigkeit die bevorstehenden göttlichen Strafgerichte ankündigt. Richtet das Alles geschickt so ein, daß der König glaubt, die Stimme komme von Oben und Ihr werdet Eurem Könige, Eurem Vaterlande und Euch selbst Großes genützt haben! So hat Johanna von Brissac ihrem Gemahl zugesprochen und alsbald hat der Hand an's Werk gelegt. Es wurde die Wand des königlichen Schlafgemachs angebohrt und an die Oeffnung legte Saint Luc ein kupfernes Sprachrohr, durch welches er in schwacher, aber um so geisterhafterer Betonung dem König den Zorn Gottes androhete. Der König erwachte aus dem Schlaf, vermeinend ein Traum habe ihn geäfft, warf er sich auf die andere Seite, um weiter zu schlummern. Aber wiederum hörte er die nämliche Stimme und die nämlichen Drohungen, und er hörte sie immer wieder, bis er nicht mehr zweifeln konnte, daß er bei völligem Bewußtsein die fürchterlichen Worte vernähme. Da erfaßten ihn die Schrecken des Todes

und in den Qualen eines Verdammten hat er den Rest der Nacht verbracht. Am frühen Morgen erhub er sich von dem Schmerzenslager und alle die zu ihm kamen waren erstaunt über seinen Ernst und seine Schweigsamkeit. Die Trübsal lag schwer auf seinen Zügen und er war in der einen Nacht so sehr ein Anderer geworden, daß die Mignons sprachlos standen. Da hatte Saint Luc die Kühnheit, einen Andern halblaut zu fragen, was dem Könige begegnet sei, und dann trat er selbst vor den König hin mit verstörtem Antlitz und erzählte dem, daß er in letzter Nacht einen ganz entsetzlichen Traum gehabt habe. Ein zürnender Engel sei ihm erschienen, ihm im Namen Gottes zeitliches und ewiges Verderben androhend, dafern er sich nicht selbst bessere und nicht zur Besserung seinen Königlichen Gebieter bewege. Der König bezweifelte die Wahrheit dieser Erzählung nicht, Vertrauen durch Vertrauen erwidernd, theilte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Träumer mit, was er selbst in der letzten Nacht wachend erlebt und versicherte, daß es sein ernstliches Bestreben sein werde, sich die himmlische Warnung zu Nutzen zu machen. In der That schien es dem

König mit der Besserung ernst zu sein, die Mignons und der Hof langweilten sich, in tiefer Schwermuth brütete der König, da verrieth der Vertraute des Saint Luc, der Herr von Arques, das getriebene Spiel, zeigte die Oeffnung in der Wand des Königlichen Schlafgemachs an und übergab das kupferne Sprachrohr. Furchtbare Rache schwur der König an dem Frevler zu nehmen. Aber die Marschallin von Retz ließ Saint Luc warnen und dieser rettete sich in schnellster Flucht nach Brouage; er war Gouverneur dieser Stadt und dort sicher. Der Oberst vom Regiment Picardie, Jacob Savary von Lencome, der ihm nachsetzte, kam um eine Stunde später vor Brouage an. Nun, was sagt Ihr dazu, mein schöner Herr?"

„Ich sage," antwortete Castelluz mit schwerem Ernst, „daß man ein unschickliches und frevelhaftes Spiel mit dem König sich erkühnt, welches harte Strafe verdient; ich will an den guten Absichten der Frau von Saint Luc gar nicht zweifeln, diese aber entschuldigen in meinen Augen den Gebrauch so verwerflicher Mittel nicht!"

„Mir aus der Seele gesprochen!" rief Schönberg.

„Ihr urtheilt zu hart," vertheidigte Herr von

Ravignan, „doch hört meinen neuen Plan. Frau von Saint Luc hat in der Chronik von Nantes eine kurze Biographie des Marschalls Aegidius von Retz gefunden, der ähnlichen Lastern wie der König ergeben, trotz seiner hohen Abkunft, trotz seiner erfochtenen Siege, dieselben mit dem Leben büßte. Der edeln Frau Ansicht ist es nun, und ich theile dieselbe, daß es einen tiefen, vielleicht nachhaltigen Eindruck auf den König machen würde, wenn man ihm diese Lebensbeschreibung vorläse. Was sagt Ihr dazu?“

„In dem Plane ist wenigstens nichts Frevelhaftes,“ sagte Castelluz nach einigem Besinnen, „zwar glaube ich nicht an einen nachhaltigen Eindruck, indessen, wenn Gott den armen König retten will, so ist das ein Mittel, so gut wie ein anderes! Aber, wer soll das dem Könige vorlesen? Es scheint mir, daß Ihr mich zum Vorleser ausersehen habt?“

Herr von Ravignan neigte bestätigend sein Haupt.

„Sehr verbunden,“ rief Castelluz lachend, „für Eure Fürsorge, aber wenn ich's auch darauf ankommen lassen wollte, daß mich der König in's Gefängniß schickt und mir den Proceß machen läßt, so

möchte ich doch wirklich wissen, wie Ihr den König bewegen wollt, mich zum Vorleser, wenn auch nur für ein Mal, anzunehmen!"

„Das laßt meine Sorge sein," rief der Patriot zuversichtlich.

„Und sollte Euch der König wirklich in's Gefängniß führen lassen, so weiß ich eine Königin, welche Euch schon wieder herausbringen wird, mein trefflicher junger Landsmann," bemerkte der Schönberg. „Er fürchtet sich vor seiner Mutter!"

Castelluz sah die Herren Einen nach dem Andern seltsam an und sagte ihnen endlich unverhohlen, daß ihm der Plan gar nicht gefalle, daß er von solchen kleinen Mittelchen überhaupt nichts hoffe und daß er namentlich auch hier nicht gerne sich betheiligen möchte.

„Dagegen läßt sich nichts sagen, Herr von Klützow," sagte der von Ravignan ernst, „ich glaubte nur, daß Ihr gerne ein Unternehmen befördern würdet, dessen Gelingen zu allernächst dahin führen muß, den schweren Kummer zu lindern, welcher Eure erhabene Gebieterin, die gnadenreiche Königin Louise, bedrückt. Ihr wißt, wie sehr sie den König, ihren Gemahl liebt, Ihr wißt, daß nur diese unsaubere Mignon-Wirth-

schaft sie von dem Könige trennt, Ihr wißt endlich, was der heilsame, ja, ich möchte sagen, der heilige Einfluß der Königin Louise auf den König für Frankreich Gutes wirken könnte. Mein Herr von Klützow, die Sache ist so wichtig, daß ich jedes Mittel, was nur irgend eine Aussicht auf Erfolg hat, mit Freuden begrüße und unterstütze."

„Es ist wahr, das wüste Drängen der Guisen von der einen, das listige Feilschen der Hugenotten von der andern Seite, würde sofort aufhören, wenn Heinrich III. einiger mit seiner schönen Königin lebte!"

Der Schönberg sah zu dem Castelluz fast bittend herüber, als er das sagte; der nüchterne Brandenburger aber schüttelte den Kopf und warf den beiden älteren Herren ihre Hoffnungsseligkeit vor.

„Der Herzog von Anjou und Alençon, der Bruder des Königs," führte er aus, „ist der Erbe des kinderlosen Königs, er steht sowohl zwischen dem Herzog von Guise und dem Throne, als auch zwischen dem Könige von Navarra und dem Throne."

„Jedermann weiß," rief der Patriot, „daß Herr von Alençon den König nicht überleben kann, an unaufhaltbarer Verzehrung leidet."

„Und Niemand weiß,“ wehrte sich Castelluz hartnäckig, „ob dem Könige, selbst wenn dieser Plan gelingt, ein Erbe beschieden ist. Uebrigens sehe ich kein Unglück darin, wenn der nächste rechtmäßige Erbe König Heinrichs, wenn dieser kluge Bearner wirklich Frankreichs König wird.“

„Weil Ihr kein Franzose seid!“ rief Ravignan schmerzlich bewegt.

„Weil Ihr den König nicht liebt!“ setzte Caspar von Schönberg wehmüthig hinzu.

„Liebt Ihr denn diesen beklagenswerthen König?“ fragte Castelluz beinahe staunend.

„Ja, ich liebe ihn,“ versicherte der Graf von Nanteuil ernsthaft, „und je beklagenswerther er ist, desto mehr fühle ich meine Liebe zu ihm. Ich liebe ihn nicht so, wie den verewigten Carl IX., der mir näher stand, aber ich liebe ihn, diesen schönen Sprossen eines edeln, glänzenden Fürstengeschlechts!“

„Was soll uns der Bourbon, der Hugenott?“ zürnte Ravignan, „freilich, er wird sich nicht lange besinnen, in die Messe zu gehen, aber kann er Frankreich die Valois ersetzen?“

„Ihr Herren,“ nahm Castelluz wieder das Wort,

„ich bin zwar schon mehrere Jahre in Frankreich, aber ich habe zuvor schon mit weisen Männern viel über diesen kleinen König von Navarra gesprochen, hier habe ich noch mehr erfahren und ich glaube, daß ich die Verhältnisse kenne; laßt Euch sagen, diese Valois, so glänzend, so tapfer, so begabt, so schön sie sind, sie sind ein verlornes Geschlecht, sie haben keine Zukunft mehr in diesem Lande; die Zukunft gehört allein dem Könige von Navarra und gar keinem Andern; er ist ein Fürst von ganzer Tüchtigkeit und wird ein großer König werden!“

„Ihr rechnet ohne die Herren vom Hause Lothringen!“ fiel der von Ravignan hastig ein.

„Sie fahren gar hoch daher, diese Prinzen,“ beharrte Castelluz, „und der mächtige Herzog von Guise mag sich immerhin schon für den wieder auferstandenen Karl den Großen halten, denkt an mich, es nimmt früher oder später ein Ende mit Schrecken!“

„Ich halte viel von dem kleinen König von Navarra, man darf ihn nicht aus den Augen lassen,“ meinte der Graf von Nanteuil, „aber ich begreife nicht, wie Ihr ihm so sicher den Sieg und die Krone verkünden könnt, denn selbst, wenn unser Haus Valois

ausgehen sollte, so hat er doch immer nur die Hugenotten für sich, die Herren von Lothringen aber die unermeßliche Mehrheit des katholischen Volkes!"

„Verzeiht mir, mein theurer Graf," bemerkte Castelluz lebhaft, „sind die Valesen erloschen, dann hat Heinrich von Bearn nicht nur die Hugenotten für sich, sondern auch das unbestreitbare Recht, und wird er katholisch, so werden sich auch die Katholiken in Menge für sein Recht erheben. Seht Euch doch mal an, wer ist denn jetzt für die Lothringer? außer einigen großen Herren, nur der unkriegerische Theil der Nation, die Bürgerschaften der katholischen Städte; wendet mir nicht die Tapferkeit der Sechszehner und anderer Liguisten ein, ich spreche ihnen ja die Tapferkeit nicht ab, aber Ihr müßt begreifen, daß die Bürgerschaften nicht fortwährend fechten können. Für den Bearner aber ist fast der ganze kriegerische Theil der Nation, namentlich überall der kleine Adel, die Gentilhommerie aus dem Südwesten und Westen und aus den mittleren Provinzen und was von den großen Herren und dem kleinen Adel jetzt noch weder für Guise noch für Bearn ist, die ganze Mittelpartei, die am Königshause Valois selbst festhält, zu welcher Ihr selbst

gehört, meine edeln Freunde, die wird sich nach dem Ausgange der Valesen nicht zu Guise schlagen, sondern zu Bourbon, denn Bourbon ist der rechte Erbe von Valois, nur Bourbon allein stammt noch von dem heiligen Ludwig, wenn Valois erloschen ist!"

„Donnerwetter!" fluchte Schönberg deutsch, als Castelluz schwieg und warf demselben einen bewundernden Blick zu.

„Armes Frankreich," seufzte Ravignan, „also dieser liederliche Bearner deine einzige Hoffnung. Gott schütze dich, mein Land!"

Es trat eine Pause ein, dann begann Castelluz wieder: „Ihr edeln Freunde, wenn ich nun auch diesen armen König nicht zu lieben vermag, und wenn ich Frankreichs Heil in dem Siege des Königs von Navarra sehen muß, so liebe ich doch die gnadenreiche Königin, zu deren Beschützer ich bestellt bin, deshalb will ich mich auf Euren Plan einlassen, denn wenn derselbe auch, wie ich fest überzeugt bin, im Großen und Ganzen nicht gelingen kann, so ist's doch möglich, daß aus demselben für meine Königin eine Erleichterung, eine vorübergehende Freude her-

vorgehen kann. Ich erkläre mich deshalb bereit, die Geschichte des Marschalls von Retz aus der Nanteser Chronik dem Könige vorzulesen, wenn er es von mir verlangt. Nur bitte ich Euch herzlich, verlangt nichts weiter von mir, ich kann mich nicht dazu verstehen, mit diesen Mignons zu verkehren, ich mag nichts mit Joyeuse oder Epernon zu thun haben."

Ravignan sah den jungen Mann mit einem langen Dankblick an, selbst das finstere Gesicht des Patrioten war hell für einen Augenblick; Schönberg aber war so stolz auf den Landsmann, als wäre er sein Sohn gewesen.

„Ich sende Euch heute noch die handschriftliche Chronik von Nantes, denn es ist möglich, daß der König Euch morgen schon rufen läßt! Ihr sollt mit Niemandem darüber reden, es muthet Euch Keiner zu, mit den Mignons zu verhandeln. Ihr werdet sehen, daß Ihr ein gutes Werk thut, Gott segne Euch! Gott segne Euch dafür!"

Ravignan, der Patriot, war in großer Aufregung und Castelluz that ihm in gewisser Beziehung Unrecht, als er zu sich selbst sagte: „Dieser brave Mann ist doch auch nur ein kleiner Intriguant! „Freilich als Intriguant war der Edelmann klein, aber er

hatte ein großes gefühlvolles Herz und hing mit Begeisterung an seinem Könige und seinem Vaterlande.

In dem weiteren Gespräch wurde auch des Herzogs von Angouléme gedacht.

„Der Bastard hat mir jüngst einen neuen Beweis wirklicher Freundschaft gegeben,“ warf Castellux hin, „er steht jetzt auf dem besten Fuße mit der Gräfin von Hautemarie und diese Dame erzeigt mir die Ehre, diesen mächtigen Mann gegen mich aufzuhetzen; der Großprior ist entzückt darüber, er läßt sich am Abend hetzen und erzählt mir am Morgen laut lachend Alles, was ihm die Dame gegen mich gesagt hat!“

„Falscher Liebhaber, gewissenloser Politiker, aber getreuer Freund!“ erklärte Schönberg.

„Es ist mehr Valois in ihm, als es oft aussieht!“ sagte Ravignan wichtig.

„Ein zweideutiges Compliment!“ dachte Castellux, verabschiedete sich aber von den beiden Herren und kehrte in das Schloß zurück.

Eine Stunde später schon wurde ihm die handschriftliche Chronik von Nantes gebracht und eilig machte er sich daran, den Abschnitt zu lesen, welcher

von dem Marschall Gilles von Retz handelte. Die schlichte Sprache des Verfassers machte den tiefsten Eindruck auf ihn, ein Schauergemälde in großen kräftigen Umrissen von Meisterhand wie mit Kohle auf eine weiße Wand gemalt. Dem Castelluz wollte doch fast bange werden, wenn er bedachte, daß er das dem Könige vorlesen sollte, die Aehnlichkeit zwischen Heinrich von Valois und Gilles von Retz war, wenn auch nur in einzelnen Zügen, schlagend. Er glaubte jetzt selbst, daß dieses Bild auf den König Eindruck machen müsse, wenn er auch die großen Hoffnungen Ravignans nicht theilte.

Am andern Morgen erhielt er ziemlich frühe schon den Besuch des Grafen von Urfé, der eilig eintretend sagte: „Ich komme soeben aus der Vorkammer des Königs, es war von Euch die Rede, mein schöner deutscher Freund; der Herzog von Epernon erzählte dem König, daß Ihr eine merkwürdige Chronik von Nantes in Besitz hättet, in welcher ganz eigene Aufschlüsse über das Leben des Marschalls Gilles von Retz zu finden. Der Herzog machte den König neugierig, dieser wollte sich den Abschnitt vorlesen lassen. Joyeuse gähnte und fand das im Vor-

aus langweilig, Epernon aber bestärkte den König und meinte, Ihr selbst müßtet die Chronik vorlesen, es müsse ein herrlicher Spaß werden, da Eure deutsche Aussprache sich trefflich zu der veralteten Chroniksprache füge. Jetzt war auch Joyeuse dafür, der Euch haßt und Euch zu verhöhnen gedenkt. Er sagte ganz unverschämt zum Könige: „Dieser häßliche Deutsche liebt Deine Vaudemont viel mehr, als ich die meine liebe!" „Häßlich, aber fleckenrein ist dieser deutsche Mann!" sprach der König ernsthaft, den frechen Herzog abweisend. Nun brach diese ganze saubere Gesellschaft in ein lautes Lachen aus; spottend nannten sie Euch den Ritter Häßlich von Fleckenrein, den Chevalier vilain sans tâche, und machten Euch zum Seitenstück des Chevalier sans peur et sans réproche, meines großen Oheims Bayard, des Ritters ohne Furcht und Tadel. Der König aber lachte mit. Was sagt Ihr dazu?"

„Ich werde mich stets dankbar erinnern, daß König Heinrich mich: vilain sans tâche genannt hat," erklärte Castelluz ruhig.

„Und Ihr habt eine solche Chronik?"

„Die habe ich, mein schöner Graf, und ich ver-

sichere Euch, daß weder der König noch diese Mignons lachen werden, wenn ich daraus die Geschichte des Marschalls von Retz vorlese."

„Dahinter steckt eine Intrigue!" rief der Dichter.

„Ja," versetzte der Capitain-Lieutenant, „es ist eine Intrigue, aber die Mignons werden keine Freude daran erleben!"

Urfé sah ihn einen Augenblick an, er begriff, daß er nicht weiter forschen dürfe, deshalb bemerkte er, zu einem andern Gegenstand übergehend, kurz: „Uebermorgen ist Thomas Aposteltag!"

„Und übermorgen Abends um sechs Uhr habe ich die Ehre," entgegnete Castelluz fast spöttisch, „den Herrn Grafen zu Flamels Haus in der Schreibergasse zu begleiten, kann aber nicht dafür einstehen, daß wir abermals abgewiesen und wie das erste Mal auf einen andern Termin vertröstet werden."

„Ich weiß, daß wir übermorgen Zutritt erhalten!" versicherte der Graf bestimmt.

Nach der Mittagstafel befahl die Königin ihrem Capitain-Lieutenant sehr huldreich, er möge sich gegen sieben Uhr Abends in die Gemächer des Königs begeben und die merkwürdige Chronik von Nantes

mitbringen, die er besitze, der König wolle dieselbe gerne sehen.

Jetzt wußte Castelluz, daß die Intrigue soweit gelungen und daß das Weitere nun seine Sache sei.

Zur bestimmten Stunde stand er in der großen Vorkammer des Königs und wartete lange. Mehrere große Herren gingen an ihm vorüber. Zuerst Albert von Gondi, Marschall von Retz, ein geborner Florentiner und Günstling der Königin-Mutter; ein guter Soldat, der dem Könige zuweilen derb die Wahrheit sagte und als Ausländer schon ziemlich verhaßt war, noch mehr aber, weil er sich sehr zu bereichern gewußt hatte. Der Marschall reichte dem Capitain-Lieutenant die Hand und flüsterte: „wie kommen wir beiden Soldaten heute zu einem Königs-Abend?"

Dann kamen einige Mignons, klirrend, flimmernd, lachend, sie grüßten fast unverschämt und flüsterten: „Der Ritter Häßlich von Fleckenrein! der neue Vorleser des Königs!"

Darauf trat der Graf von Urfé ein.

„Der König hat mich eingeladen, um von meinem deutschen Freunde eine merkwürdige Geschichte vor-

lesen zu hören. Ich freue mich, daß ich heute an Eurer Seite bin!“

Anne von Lascaris sagte das sehr herzlich, Castelluz drückte ihm die Hand, antworten konnte er nicht, denn so eben erschien Herzog Anne von Joyeuse, Großadmiral und Pair von Frankreich. Der Uebermüthigste aller Günstlinge, aber auch der Schönste und Tapferste, reichte dem Grafen von Urfé einen Finger seiner Hand, den Capitain-Lieutenant grüßte er nur durch ein steifes Nicken. Der Graf von Urfé übersah geflissentlich den dargereichten einzelnen Finger und sagte kurz: „Guten Abend, Herr Herzog!“ Castelluz nickte ebenso steif wie der Herzog.

„Gehen wir hinein, mein schöner Graf?“ fragte Joyeuse spöttisch.

„Ich habe noch mit meinem Freunde hier zu reden, mein schöner Herzog!“ versetzte Anne von Lascaris hochmüthig.

„Man schlägt sich ja auch wohl zuweilen im Forez?“ fuhr der Herzog übermüthig auf.

„O ja, Herr Herzog,“ lautete die kühle Antwort, „aber nur mit seines Gleichen!“

„Steht ein wirklicher Herzog einem fabel-

haften trapezuntisch-constantinopolitanischen Kaiser gleich?"

Der Spott des Günstlings war schneidend; Anne von Lascaris aber entgegnete lachend: „Da müßt Ihr den König fragen, Herr Herzog, aber nicht den König Heinrich mit dem goldenen, sondern den König Fleur de Lys mit dem silbernen Scepter!"

Gewiß war Joyeuse, der Erfinder des Bilboquet-Spiels, eben im Begriff eine böse Antwort zu geben, da trat sein Nebenbuhler ein, der Herzog von Epernon; um sich vor dem nicht eine Blöße zu geben, warf er dem Urfé einen grimmigen Drohblick zu und eilte in die Kammer des Königs.

Johann Ludwig von Nogaret und Lavalette, Herzog von Epernon, war ungemein artig; er drückte nicht nur Urfé, sondern auch Castelluz die Hand, dann öffnete er die Thür, sah hinein und rief: „Da wir vollzählig sind, denn der sehr hohe und sehr mächtige Bailli im Forez ist auch schon da, so erlaubt der allerchristlichste König wohl, daß ich den neuen Vorleser gleich mitbringe?"

„Der allerchristlichste König von Frankreich", er-

widerte der König lachend, „erlaubt das dem allerunchristlichsten Herzoge von Epernon!“

So traten denn die Drei zusammen ein, sie wurden von einem Kreuzfeuer von Witzworten und Hohnreden empfangen.

Der König saß auf einem hohen Sessel, einige kleine Hunde auf seinem Schooß, die Herren lagen auf Polstern um ihn her. Das weite Gemach war durch zahlreiche Kerzen fast taghell erleuchtet.

„Setzt Euch dorthin,“ befahl der König dem Capitain-Lieutenant, „und Ihr Andern wagt es nicht, den Vorleser zu unterbrechen, bei meiner Ungnade! Jetzt, mein schöner Herr, leset uns die wunderbare Geschichte des tapferen Marschalls von Retz vor, von der wir so viel gehört haben!“

„Was?“ rief der Marschall von Retz.

„Schweigt!“ sagte der König scharf.

Er wußte sich wohl Achtung zu verschaffen, wenn er wollte.

Castelluz saß auf einem Schemel dem Könige gegenüber, Urfé stand hinter ihm an die Wand gelehnt; an der Thür, wie Bildsäulen starr, hielten sich zwei Huissiers.

Castelluz aber las ernsthaft, fast feierlich, was folgt: „Nun lasset mich reden von dem sehr edlen und sehr mächtigen Herrn und Marschall Gilles von Retz, als welcher im Jahre der Erlösung des Menschengeschlechtes Eintausend dreihundert und sechsundneunzig in dieser frommen Stadt Nantes geboren ist und hier auch seinen Tod gefunden hat, von welchem weiter unten gehandelt wird. Dieser berühmte Kriegsheld hieß Aegydius von Montmorency-Laval, Herr von Retz, Blason, la Benaste, le Costoumier, Ingrande, Chantocé, la Suse, der Insel Louin und mehr als zwanzig anderer Baronien und Herrschaften. Den Vater hat dieser heißblütige Montmorency als ein junger Knabe verloren; da gerieth er unter die Vormundschaft des Herrn Johann von Craon, der von der Mutter her sein Großvater war. Für seines Enkels Gut hat der Craon herrlich gesorgt, er wußte es zu sichern, zu bessern und zu mehren, den Knaben selbst aber hat er der vollen Ungebundenheit und, was schlimmer, der Rohheit und Lasterhaftigkeit seiner Umgebungen gänzlich anheimfallen lassen. So blieben die herrlichsten Geistesgaben, von Gott verliehen, gänzlich unbebaut und lediglich auf den Waf-

fengebrauch der Sinn des ungestümen Knaben gelenkt. In den ritterlichen Uebungen der reifen Jugend war Herzog Johann V. von Bretagne sein Genoß, der ihm aber an Geschicklichkeit und hohem Muth bei Weitem nicht gleichkam. Seine Proben hat Gilles abgelegt, als er für König Carl VII. in dem großen Kriege gegen die Engländer gewaltig stritt. Anno 1427 nahm er das Schloß Lude, dessen englischen Hauptmann im Kampfe erlegend; darauf entriß er den Engländern die Veste Rennefort und Malicorne, das stolze Schloß im Maine. Zwei Jahre später führte er das Heer, das der Jungfrau Johanna von Arc zum Entsatz von Orleans folgte. Ohne von dieser von Gott begnadeten Jungfrau verkleinerlich zu reden, muß doch anerkannt werden, daß Gilles von Retz hart Hand an's Werk gelegt hat, von welchem sich die Errettung der französischen Monarchie schreibt. Neue Ehren gewann er bei der Einnahme von Gregenu und der Engländer große Niederlage bei Patay, wo der gefürchtete Feldherr Talbot sein Gefangener wurde, hat er entschieden. Gilles und sein Bruder Renatus führten das Heer an auf dem Krönungszuge gen

Rheims. Zur Salbung brachte er den heiligen Salbkrug (sainte ampoule) von Sanct Remigien-Abtei nach dem Dome und bei der Krönung Carls VII. war er einer der weltlichen Pairs, welche ihre Hand mit an die Krone legten. Da wurde er ein Marschall von Frankreich, Kämmerer und Rath des Königs; anno 1430 hat er in glänzender Waffenthat Melun genommen und den Entsatz von Lagny bewirkt; anno 1433 unter dem Connetable von Richemont wenigstens das Unheil verhütet, in das durch des Connetable Ungeschick das Heer gerathen. Damit war des Marschalls strahlende Heldenlaufbahn beschlossen und nun beginnt ein anderer Abschnitt dieses Lebens. Zu seinem eigenen unermeßlichen Reichthum hatte er 1432 aus der Erbschaft seines Großvaters eine Baarsumme von 100,000 goldenen Schilden und ein Jahreseinkommen von 300,000 Livres gewonnen. Der Versucher kam über ihn und trieb ihn zu sinnloser Verschwendung; einen Hofstaat hat er sich zugelegt, wie ihn wenige Fürsten hatten; zweihundert Geharnischte folgten ihm als seine Leibwächter, aber die Größe seiner Verschwendung zeigte sein geistlicher Hofstaat. Capläne, Musiker, Chorknaben und große

Kirchendienerschaft folgten ihm stets mit einer tragbaren Orgel. Die gottesdienstlichen Gefäße, als Kelche, Leuchter, Kännchen, Rauchfässer, Becken, Crucifixe waren an in der Siebenzahl vorhanden, Alles von purem Golde und das meiste von Edelsteinen bedeckt. Seine Capläne hatten die Dignitäten einer Cathedral-Kirche, da gab es wie am Dom zu Tours oder Sens, einen Dechanten, einen Cantor, einen Archidiacon, einen Scholaster, sogar einen Bischof; für diesen seinen Bischof hat Gilles von Retz ernstlich beim Papst um die Inful nachgesucht, für sich selbst aber das Privilegium verlangt, sich ein Kreuz vortragen lassen zu dürfen, wie es nur den päpstlichen Legaten gestattet. Alle Mitglieder des Capitels hatten von ihm reiche Einnahme und die niedrigsten Capläne hätten nicht mit andern Priestern getauscht. Dazu gab er allen herrliche Kleidung von Scharlach mit Grauwerk. Neben der Capelle hielt der Marschall eine überaus kostspielige Schaubühne, auf welcher Mysterien, geistliche Schaustücke mit großer Verschwendung aufgeführt wurden. Das Alles aber war noch nicht vermögend, diesen Reichthum zu erschöpfen, da sendete der Teufel als seine rechten

Diener an ihn ab Ivan von Prinçay, Gilles von Sille und Roger von Briqueville, das waren seine Schmeichler und Lieblinge; die merkten, daß sich der Marschall in seiner Ehe mit Catharine von Thouars, der Erbin von Posauges, Chabannais und Confolant, nach unerlaubten Genüssen sehnte. Da stachelten sie erst seine böse Begier und danach boten sie ihm ihre unsauberen Sündendienste an. Neben dem Domcapitel und dem geistlichen Gepränge schleppte der Marschall bald einen endlosen Zug unehrenhafter Weiber und Mädchen mit sich, deren übermüthiger Kleiderprunk und lästerlicher Verzehr ihm wohl zwanzigmal so viel kostete, als der geistliche Hofstaat und die zweihundert Geharnischten zusammen. Da begannen denn alsbald die Veräußerungen, meist Verschleuderungen. Zuerst verkaufte der Marschall Chantocé und Ingrande für 100,000 goldene Schilde an den Herzog Johann von Bretagne; dem gefiel das, denn es war kaum der Herrschaften halber Werth. Ebenso verschleuderte er la Benaste, la Mothe Achard, la Meuvière, Pornic und viele andere Herrschaften und Baronien, deren etliche auch von dem Bischofe und dem Domcapitel zu Nantes erworben wurden.

Die Verschleuderungen waren so groß, daß des Marschalls Vettern und seiner Gemahlin Anverwandte, in aller Namen der Graf von Laval, einen Parlamentsbeschluß auswirkten, durch welchen Allen und Jedem untersagt wurde, irgend Grundstücke dem Herrn von Retz abzukaufen, und wurde dieser Beschluß dem Herzoge von Bretagne durch seinen Schwiegersohn, den Grafen von Laval, mitgetheilt. Der Herzog hatte nämlich die meisten der Güter seines Jugendfreundes an sich gebracht. Dem Herzoge war solches Verbot nur lächerlich und um seinen Schwiegersohn, den Grafen von Laval, für seine Betheiligung an der Auswirkung zu strafen, nahm er ihm die Statthalterschaft von Bretagne und gab selbe dem Marschall von Retz, mit welchem er überdem am 2. November 1437 noch eine besondere Waffenbrüderschaft eingegangen war. Aber was der mächtige Herzog wagte, wagten Andere nicht, aus Furcht vor dem Verbote stockten die Veräußerungen und es traten Geldverlegenheiten ein, unerträglich dem stolzen Manne. Da suchte er Hülfe bei der Alchymie, durch die er sich seiner Lasten zu entledigen gedachte, mit Hülfe seiner Adepten, namentlich eines Magisters Johann von

England. Bald wimmelte es auf des Marschalls Schlössern von Leuten, die ihm den Stein der Weisen suchen halfen; fest gebannt war schon Mercurius, aber das philosophische Ei brach, bevor es ausgebrütet. Da riethen die schlimmen Lieblinge dem Marschall, sich an den großen Feind zu wenden, der an dem engen Wege zum großen Geheimniß immer auf der Lauer liegt, an den Teufel. Wie verdächtig, ja wie hochbedenklich nun auch ein solcher Verkehr, der Marschall von Retz, selbst ein großer Baron, dachte sich den Teufel auch als einen solchen und war bereit, mit demselben anzuknüpfen. Da suchte er Wegweiser zu der Burg des Teufels und zu diesem Dienst war Mancher für große Belohnung bereit, aber es vermochte es doch Niemand zu leisten, bis dann der Florentiner Franz Prelati kam, der war ein großer Alchymist und Zauberer zugleich. Der hat den Teufel beschworen, aber der große Herr kam nicht selbst zu ihm, sondern sendete ihm einen Unterteufel, der verhandelte in seines Herrn Namen. Der Marschall verhandelte mit dem Teufel, wie ein großer Herr mit dem Andern und schloß wirkliche Tractate dahin ab, daß er dem Teufel Alles geben

wolle, was der Fürst der Hölle von ihm fordern werde, ausgenommen sein Leben und seine Seele. Diesen Vertrag unterzeichnete der Marschall mit seinem Blut. Durch die That das Wort zu besiegeln, brachte er dem Teufel als Einstand das Herz, die Augen, die rechte Hand und das Blut eines Kindes als Opfer dar. Dem folgten andere Opfer, dann eine Feier zu Ehren Satans, endlich eine wirkliche Teufelsanbetung. Seitdem bemerkte man ein alt Weib, welches, die Haiden der Bretagne durchstreifend, stets das Antlitz halb mit einem schwarzen Tuch verdeckt hielt. Dieses Weib lockte Hirtenknaben und Bettelkinder an sich, führte sie endlich in des Marschalls Schloß, wo sie spurlos verschwanden. Anfangs waren es nur Hirtenkinder und Heimathlose, die also verkamen, bald aber dehnte sich der Kinderraub mit wachsender Keckheit aus, auch in Nantes, in dessen Nähe der Marschall hauste, verschwanden Kinder. Immer aber hatte sich der Teufel dem Marschall noch nicht gezeigt, da schalt dieser zornig den Teufel einen gemeinen Kerl, der sich des Umgangs mit einem großen Baron unwürdig fühle, auch ließ er sich nicht abhalten, das Zeichen des

Kreuzes zu machen und das „alma redemptoris mater" zu sprechen. Ferner dachte er nicht daran, eines solchen Lumpenkerls wegen, wie der Teufel sei, sein Vergnügen an seiner Capelle, an Processionen und kirchlichen Ceremonien aufzugeben. Das soll der Grund gewesen sein, warum sich der Teufel nicht in Person mit dem trotzigen Baron einlassen wollte. Und als der Teufel immer nicht kam, gelobte der Marschall zur Buße seiner Sünden eine Pilgerfahrt nach Jerusalem; für die Täuschung, so er vom Teufel erfahren, sich zu entschädigen, ergab sich der Marschall den schändlichsten Wollüsten, so wie sie sich kein Anderer zu denken vermag. Blutgier gesellte sich zur Wollust, der höchste Genuß wurde ihm der Tod der Opfer seiner Begier. Was er in grimmiger Lust begonnen, vollendete er in höllischer Verzweiflung. Mit eigener Hand schlachtete er seine doppelten Opfer, ihr Geschrei, ihr Röcheln, ihre Krämpfe ergötzten ihn, er verlängerte und vermehrte die Todesqualen sinnreich. Zu Chantocé im Thurm fand man eine Tonne voll verkohlter Kinderknochen, man schätzte die Anzahl der Kinder auf vierzig; dort fand man außerdem noch 46

Skelette und 86 im Schlosse Machecoul, auch in seinen andern Schlössern wurden Skelette in Menge gefunden. Nachdem er acht Jahre in solchen Gräueln verlebt, gelobte der Marschall am ersten Ostertage 1440 öffentlich und feierlich eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Trotz des Gelübdes aber verübte er auf's Neue Scheußlichkeiten der furchtbarsten Art und zwar in seinem Burghause zu Nantes — da hatte Gottes Langmuth ein Ende, denn er wurde bei diesem erschrecklichen Treiben belauscht und nun, da Zeugen aufstanden, konnte Herzog Johann V. sich nicht länger weigern, er mußte den Jugendfreund und Waffenbruder verhaften lassen. Mit ihm wurden seine Günstlinge Franz Prelati, so wie die Vettern Stephan und Heinrich Corillant eingethürmt. Da stellten die Klage an des Herzogs General-Procurator und des Bischofs von Nantes Promotor, mit ihnen klagten sieben Familienväter, deren Kinder in des Marschalls Burghaus gelockt, nie wieder zum Vorschein gekommen. Im neuen Thurme dahier saß das Gericht, der Bischof von Nantes, der Kanzler von Bretagne und Johann von Mevi, der Vertreter der Inquisition. Da es sich um Ketzerei, Zau-

berei u. dgl. m. handelte, so sprach zuerst das geistliche Gericht, erst nach dessen Spruch wurde der Marschall der weltlichen Behörde übergeben. Als damaliger Seneschall von Bretagne hat Herr Peter von l'Hopital dem Gericht beigewohnt, der hat nicht wenig gestaunt über die anfängliche Kühnheit des Marschalls, der den Geistlichen Simonie vorwarf und ihn selbst angriff, weil er ihn vor das geistliche Gericht gestellt. Was zwischen dem ersten und dem zweiten Verhör vorgegangen, hat Niemand erfahren, aber im zweiten Verhör hat der Marschall mit allen Anzeichen tiefster Reue alle seine Gräuelthaten eingestanden. Dann führte man Prelati ein und die reumüthigen Geständnisse des Alchymisten und Teufelsbanners bestätigten alle Geständnisse des Marschalls. Als Prelati wieder abgeführt wurde, rief ihm der Marschall laut weinend zu: „Lebe wohl, Franz, mein Freund! Wir werden uns in dieser Welt nicht wiedersehen. Ich bitte Gott, daß er Dir Geduld und Erkenntniß verleihen möge. Sei gewiß, daß wir uns im Paradiese wiedersehen, so Du anders in Geduld und Hoffnung auf Gott ausharren wirst. Bitte Du Gott auch für mich, ich werde Gott für Dich bitten!"

Am andern Tage in der öffentlichen Sitzung hat der Marschall alle seine Verbrechen bekannt und daß er noch eine unzählbare Menge andrer Gräuel begangen; Dinge kamen zu Tage, die der blutgierigste Tyrann nicht erdacht, Dinge, von denen besser ist, daß sie nicht niedergeschrieben werden. Am 25. October 1440 wurde ihm sein Urtheil vorgelesen, darauf er dem Beichtvater übergeben. Die ganze Bevölkerung dieser frommen Stadt ordnete sich zu einer Procession, wie er das selbst eifrig erbeten, um ihm Muth und Stärke in der Todesqual zu erflehen. Und so von einer Procession umgeben, an denen er sein Lebtag stets solche Freude gehabt, ist der arme Sünder hinausgeführt worden auf die Stätte die da heißt Bièce, eine lustige Wiese vor dem Thor. Unter den Augen seines Freundes und Waffenbruders, des hohen Herzogs von Bretagne, hat der arme Sünder mit festem Schritt den Scheiterhaufen bestiegen, und ist an den Pfahl gefesselt worden. Da nun die Flammen ihn umwirbelten, hat er noch drei Mal geschrieen: „Erbarme dich lieber Herre Gott!" Da er nun erstickt war und die Flammen seinen Leichnam ergriffen, da warf Herzog Johann seinen Stab hin, das war

ein Zeichen. Die Bogenschützen zogen den Pfahl rückwärts und die halbverkohlte Leiche mit aus den Flammen, löſten die Leiche vom Pfahl und legten ſie in einen bereitſtehenden Sarg, den aber brachte die Proceſſion feierlich zur Carmeliterkirche. Das aber iſt geſchehen in Anbetracht der tapfern Thaten, ſo Gilles von Retz für Frankreich verrichtet gegen die Engländer, in Anbetracht ſeiner hohen Geburt und auch in Rückſicht auf ſeine tiefe Reue und Buße. Verziehen iſt dem großen Sünder von Allen, Haß hat ihm Keiner über den Tod hinaus nachgetragen, aber Keiner hat noch den Namen Gilles von Retz ohne Schauder genannt in dieſer Stadt."

Als Caſtelluz geendigt hatte, trat eine tiefe Stille ein; vielleicht hatte jetzt erſt der brandenburgiſche Junker das volle Bewußtſein ſeiner unerhörten Kühnheit, es wollte ihm doch bange werden, ja, es war eine erſchreckende Aehnlichkeit zwiſchen Heinrich von Valois und Gilles von Retz, wenn der Erſtere auch nicht dieſe zahlreichen Kindermorde begangen, das war vielleicht der einzige Unterſchied.

Caſtelluz fühlte, daß der edle Dichter Anne von Urfé ihm die rechte Hand auf die Schulter legte,

wie um ihn zu mahnen, daß er einen Freund hinter sich habe. Diese freundschaftliche Berührung hat dem Castelluz unendlich wohl gethan, sie gab ihm seinen dreisten Muth wieder, und seine Dankbarkeit hat sie dem Urfé nie vergessen. Jetzt wagte er wieder auf und um sich zu blicken.

Da saß vor ihm König Heinrich marmorbleich mit niedergeschlagenen Augen; neben ihm und zu seinen Füßen lagen seine Lastergenossen, seine Mignons, Joyeuse, der frech in Freveln schwelgte, Epernon, der die Teufelsbeschwörungen im Hause des von O. angestellt, Arcques, der die Gift- und Goldküche unter sich hatte, und die Andern, die den Meuchelmord als eine Kleinigkeit betrachteten, alle diese Befleckten, von denen man nur zu gut wußte, daß sie auf dem Pfade wandelten des Gilles von Retz!

Den bleiernen Schrecken schüttelte zuerst ab der schönste und frechste der Lustgesellen, er richtete sich auf, sah dem König in's Gesicht, verzog den Mund und rief: „bringt einen Becher Wein, Robert, dem Könige ist schwach geworden!“

Der König fuhr wie ein Träumender auf, winkte heftig den Huissier zurück, der sich in Bewegung

setzen wollte, dann legte er das Hündchen, das auf seinen Knieen eingeschlafen war, in den Korb. Das verwöhnte Thier, aus seinem Schlaf geschreckt, bellte den Herzog von Joyeuse in kläglichem, fast weinenden Tone an.

„Die arme Creatur beweint Deinen frühen Tod, Joyeuse!“ sagte König Heinrich melancholisch und lehnte sich seufzend zurück.

„Freilich,“ antwortete Joyeuse auf der Stelle mit der ihm eigenen Frechheit: „Sire, wenn ich hingerichtet werde, könnt Ihr mir eine schöne Procession aufstellen!“ aber seine Stimme klang hohl, und das mühsam unterdrückte Entsetzen verstellte das schöne Antlitz.

„Keine Hinrichtung, keine Leichenprocession, mein armer Joyeuse,“ sagte König Heinrich wehmüthig, „die Hugenotten werden Dich in Stücke hauen!“

„Wenn Ihr ein Prophet geworden seid, Sire, so sagt uns doch auch was von unserm lieben Nogaret!“

Joyeuse lachte, es war aber ein sehr häßliches Lachen.

„Der Herzog von Epernon,“ entgegnete der König sofort, „hat sich ein verachtetes Alter in vergoldeter Ruhmlosigkeit gewonnen!“

Auf sprang vom Boden der Herzog wie ein verwundeter Panther, höhnend streckte Joyeuse die Hand nach ihm aus.

„Und ich, Sire?“ schrie Arcques, der seine Frechheit erwacht fühlte.

„Ich weiß nichts von Dir,“ versetzte Heinrich kalt, „das giftige Gewürm wird in Masse zertreten, von dem Einzelnen spricht man nicht!“

Es lag eine so erhabene Verachtung in diesen Worten, daß der Mignon, wie von der Last derselben erdrückt, zusammensank.

Joyeuse bäumte sich unter der Wucht dieser Antworten, die kalt und erbarmungslos wie Eiswände auf ihn fielen, er überbot sich selbst und fragte: „Und König Heinrich Valois, Sire, was sagt Ihr von dem?“

„Der fühlt schon das Messer des Mörders in den Eingeweiden, das ihm den jähen Tod bringt!“

Bei diesen Worten durchflog den Körper des Königs ein convulsivischer Schauder, als habe er wirklich in diesem Augenblick den Todesstoß empfangen.

Da entstand wieder eine entsetzliche Stille; dem Castelluz grausete, er sah mit welchen Anstrengungen

die Mignons rangen, um den furchtbaren Eindruck zu bewältigen, der sich immer noch zu steigern schien, aber sie vermochten kein Wort über die Lippen zu bringen.

Joyeuse hatte sich ergeben, er lag an den Stuhl des Königs gelehnt und hielt beide Hände vor das Gesicht; Epernon stand in der Stellung erstarrt, die er aufspringend eingenommen, sein Mund war offen, aber er sprach nicht. Wie häßlich erschien der schöne Mann!

Da trat der Marschall von Retz vor, der im Hintergrunde gesessen; der kluge Italiener begriff, daß er sich von allen Seiten Dank verdienen würde, wenn er dieser entsetzlichen Spannung ein Ende mache. Er verneigte er sich vor dem Könige und sprach sehr ernst: „Sire, die furchtbare Geschichte des einst so ruhmreichen Helden, dessen Titel ich zur Zeit trage, hat einen erschrecklichen Eindruck auf uns Alle gemacht; ich habe mich zitternd gefragt, wer denn sicher ist, wenn ein solcher Held, ein so hochgemuther Feldherr, der zugleich ein so eifriger Freund der Kirche ist, wenn der dem Teufel so ganz dienstbar werden kann? Ich habe nie recht begriffen, warum die Priester immer so gewaltig auf den Pharisäer

im Evangelium schelten; bei meinem Eid! ich wollte, daß ich wie jener Ehrenmann von mir sagen könnte: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin ein Mörder, ein Dieb, ein Ehebrecher und so weiter."

„Was sagt Ihr, Marschall?" fragte der König sich aufrichtend.

„Plattes Zeug!" murrte Epernon, reckte seine Glieder und streckte sich auf dem Polster aus.

Der Bann schien gebrochen, denn der König nahm den Hundekorb und streichelte seine vierfüßigen Lieblinge.

Es begann wieder eine Art von Unterhaltung; der Marschall redete weiter, mit halblauter Stimme wurde hier und da ein Wort eingeworfen.

Plötzlich sagte der König, ohne von seinen Hunden aufzublicken: „Joyeuse, begieb Dich zu Deinem Bruder, dem Erzbischof und sage ihm, daß der Cardinalshut von Rom für ihn angekommen, bringe ihm unsern Königlichen Glückwunsch, die feierliche Ueberreichung soll morgen stattfinden. Gute Nacht!"

Ohne ein Wort zu erwidern, küßte der sonst so übermüthige Großadmiral des Königs Hand und ging hinaus. So hatte man ihn noch nie gesehen.

„Das ist ein seltsam Geschlecht, meine Herren," wendete sich der König aufblickend an die Anwesenden. „Niemand weiß von wannen es kommt und sie selbst wissen nicht, wo ihres Hauses Quelle. In der Vorstadt St. Michel zu Toulouse war vor länger als hundert Jahren ein frommer Dominicaner, gleich ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Predigergabe und Schönheit, er soll eines großen Herrn Sohn gewesen sein, der erhielt, wie man sagt, ohne sein eigenes Zuthun, päpstliche Briefe, durch welche er von seinen Gelübden entbunden und ihm auferlegt wurde, mit einer bestimmten Dame in den Stand der Ehe zu treten. Eines andern großen Herrn, wenn nicht eines Fürsten Tochter, soll diese Dame gewesen sein, die, in Liebe entbrannt zu dem schönen Mönch, die päpstlichen Briefe erwirkt hat. Eingedenk seines frühern Standes nannte sich der ehemalige Dominicaner Jean Lemoine und nach seinem stattlichen Besitz Herr von Joyeuse; dessen zweiter Sohn, gleich dem Vater Johann geheißen, trat wieder in den geistlichen Stand, aber nach dem Tode seines ältern Bruders löste der Papst sein Gelübde und das ist Herr Johann von Joyeuse, der Narbonne

so tapfer vertheidigte. Auch dieser hatte zwei Söhne, von denen der zweite, Wilhelm, geistlich wurde, aber wie sein Vater von den Gelübden gelöst werden mußte, da auf ihm nach dem Tode des ältern Bruders einzig die Fortsetzung des Geschlechts beruhete. Dieser Wilhelm ist der tapfere Vicomte von Joyeuse, den wir jüngst zu einen Marschall von Frankreich gemacht haben. Ihm sind drei Söhne geboren, der eben von uns hinausging, der Großadmiral Anne von Joyeuse, ist schön und tapfer, der zweite, Franz, der Cardinal und Erzbischof, ist schön und klug, der Jüngste aber, Heinrich von Duboucháge, schon in der Jugend ein Kriegsmann, ist nach dem Tode seiner Gemahlin Kapuziner geworden, dieser jüngste Joyeuse aber ist nicht nur schön und tapfer, sondern auch fromm und klug, dieser allein wird das Geschlecht fortsetzen, denn in dieser Familie sind nur diejenigen Stammhalter, welche vorher geistlich geworden!"

Damit stand der König auf und Alle erhoben sich, er winkte mit der Hand und die andern Herren entfernten sich mit tiefer Verbeugung, er winkte mit den Augen, der Herzog von Epernon, der

Graf von Urfé, der Marschall von Retz und Castelluz blieben stehen.

„Gondi,“ sprach der König zum Marschall, „redet mit einem Priester ernsthaft über den Pharisäer, Ihr seid in Irrthum; ich sage Euch, daß der Teufel doch ein großer Herr ist, er setzte dem unglücklichen Mann, dessen Titel Ihr tragt, den Fuß auf den Nacken, ohne sich ihm zu zeigen. Eure gute Absicht aber habe ich wohl erkannt, gute Nacht, Marschall!“

„Ist das noch König Heinrich III.?“ flüsterte Urfé dem Castelluz zu, als der Marschall hinausging.

„Jetzt wendete sich der König an den Herzog von Epernon, legte ihm die Hand auf die Schulter und sahe ihm lange wehmüthig in's Gesicht, dann sprach er tief bewegt: „Nogaret, Du hättest einen bessern König verdient, als ich bin, bei einem bessern König wärest Du bei Deinen großen Gaben ein besserer Mann geworden; ja, wie ich Dir vorhergesagt, vergoldet aber verachtet wird Dein Alter sein, eines besseren Königs Blut wird in Dein Antlitz spritzen, aber auch das wird Dich nicht reinigen.“

Weinend küßte Epernon des Königs Hand.

„Ach, auch Thränen thun es nicht!“ rief Heinrich schmerzlich bewegt; „gute Nacht, mein armer Nogaret!“

Sichtlich auf's tiefste erschüttert, keines Wortes mächtig, schwankte der stolze Herzog hinaus.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, befahl der König den Huissiers die zahllosen Kerzen zu löschen und ihn mit den beiden Herren allein zu lassen. Er mußte den Befehl wiederholen, denn die Huissiers begriffen das nicht; der König fürchtete sich ja vor den Gespenstern in den dunkeln Winkeln, er blieb ja nie in einem Gemach allein!

Tiefer Dämmer herrschte in dem weiten Schlafgemach, es leuchteten nur matt die sechs Kerzen auf dem Armleuchter, Heinrich von Valois ging langsam auf und ab.

„Nehmt die Hundekörbe mit!“ befahl der König, als sich die Huissiers entfernen wollten.

Auch diesen Befehl mußte er den Dienern wiederholen, denn ihr Herr trennte sich sonst ja nie von seinen Hündchen, die Körbe hatten ja Tragebänder, daß er sie selbst mit sich herumtragen konnte. Die Hunde fingen auch an kläglich zu bellen und dem

Könige schien das wehe zu thun, er scheuchte die Diener mit einem Wink hinaus.

Danach richtete er sich auf, als werfe er mit einem Ruck diese Schwäche von sich und stand stolz und mit Königlicher Würde vor den Beiden.

„Nun habe ich einen König gesehen!“ sagte Castelluz zu sich selbst.

„Ihr seid der Capitain der Leibwachten unserer Gemahlin und habt Euch stets in geflissentlicher Entfernung von den Herzogen von Joyeuse und Epernon gehalten,“ begann der König ruhig, „diese Haltung habe ich stets gebilligt, denn sie stimmt mit der Achtung, welche unserer Königin gebührt; Ihr seid ein Kriegsmann, als solchen habe ich Euch stets geschätzt. Wie geht es nun zu, daß mir vom Herzoge von Epernon grade mitgetheilt wird, daß Ihr, der Kriegsmann, im Besitz einer sehr seltenen handschriftlichen Chronik von Nantes seid, daß ich von Epernon grade auf diese Chronik und die furchtbare Geschichte des Gilles von Retz neugierig gemacht werde? Graf von Urfé, Ihr seid ein Gelehrter, Euer Haus ist reich an solchen Chroniken, Ihr habt Eurem Freunde diese Chronik gegeben, Ihr habt denselben, wie ich über=

zeugt bin, in der besten Absicht, zum Werkzeug einer Intrigue gemacht; hat unsere Mutter diesen Plan ersonnen?"

„Sire," entgegnete Urfé bestimmt, „an diesem Morgen, in diesem Gemach, habe ich das erste Wort von dieser Chronik vernommen!"

Der König wendete jetzt seinen fragenden Blick auf Castelluz und dieser bat um Verzeihung, daß er gewagt, was geschehen; redete aber dann so recht als ein freisamer deutscher Mann frisch aus dem Herzen heraus, wie nur seine heiße Verehrung für die gnadenreiche Königin, welcher er diene, ihn dazu vermocht habe, den von Andern entworfenen Plan auszuführen und erzählte schließlich genau der Wahrheit gemäß, wie ihn der alte Patriot, der Ravignan, für sein Werk gewonnen.

„Also nicht unsere gütige Mutter," sprach der König sinnend, „und doch wollte ich beschwören, daß ein Weib den Plan gemacht; ich hab's, Johanne von Brissac ist ja dieses guten Falkenmeisters Pathenkind, der alte Mann vergöttert sein Pathenkind; sie ist die Mutter dieses Planes. Ja, ja, Frau von Espinoy Saint Luc, ist sie meine Freundin? ist sie

meine Feindin? Ich hasse sie nicht mehr, Espinoy Saint Luc ist der Begabteste von allen diesen jungen Männern, aber auch der Undankbarste, oh! es ist mir auch nicht Einer derselben dankbar und — sie haben auch keine Ursache dazu!"

Der König ging einige Male hastig auf und ab, nachdem er dieses Selbstgespräch beendet; dann stand er wieder vor den Beiden und sagte mit hohem Ernst: „Ihr seid nicht meine Freunde, und doch weiß ich, daß ich auf Eure Ehre und Treue rechnen kann; Anne von Lascaris, Du bist nicht ehrgeizig und reicher als ich; Du, tapferer, deutscher Mann bist ehrgeizig und arm, aber Deinem Ehrgeiz genügt nicht, was ich Dir bieten könnte und Du bist zu stolz, Geschenke anzunehmen, der König von Frankreich vermag Euch Beiden nichts zu geben, begnügt Euch mit der Achtung Heinrichs von Valois!"

Er reichte Beiden seine Hand mit kräftigem Druck, litt aber den Handkuß nicht und winkte ihnen dann den Abschied zu.

Langsam schritten die beiden Freunde durch die Hallen, die Treppe hinunter und sprachen kein Wort.

„Er ist doch ein König!" sagte der Graf endlich.

„Er war in dieser Stunde ein großer König!“ erwiderte Castelluz ruhig, „oh! wenn er es bleiben könnte!“

„Ihr zweifelt?“ fragte Urfé fast erschrocken, „glaubt Ihr nicht an eine nachhaltige Wirkung?“

„Darauf will ich Euch morgen antworten!“ erklärte Castelluz gepreßt.

Sie trennten sich, der Graf war wirklich geärgert durch des Freundes Unglauben.

Am andern Morgen war der König fast zwei Stunden bei der Königin allein.

„Das ist ein gutes Zeichen!“ sagte der Castelluz zu sich selbst.

Dann sah er den König bei der Ceremonie, mit welcher Heinrich III. dem Erzbischof Franz von Joyeuse den Cardinalshut überreichte. Es lag eine Wolke auf der Stirn des Königs, es lag eine Wolke über dem ganzen Hofe. Man flüsterte sich zu, daß der Herzog von Joyeuse in diesen Tagen in sein Gouvernement abgehen werde; man sprach von Ungnade. Was in dem Schlafgemach des Königs am Abend zuvor sich ereignet, davon wußte Niemand etwas; sämmtliche Betheiligte schwiegen, so tief war

der Eindruck gewesen, den sie empfangen. Nur dem von Schönberg und dem Großfalkenmeister hatte Castelluz zugeflüstert, daß er gelesen und daß die Geschichte den tiefsten Eindruck auf den König gemacht, aber auch sie erfuhren nicht gleich etwas von den Einzelnheiten.

Heinrich III. war sehr gnädig gegen den Großfalkenmeister, was Urfé und Castelluz wiederum als ein günstiges Zeichen betrachteten.

Nach Schluß der Ceremonie stützte sich die Königin-Mutter auf den Arm des Capitain-Lieutenants und ließ sich von ihm nach den Gemächern der Königin führen, wohin der König seine Gemahlin führend, vorangegangen.

„Was ist gestern Abend bei dem Könige, unserm vielgeliebten Sohne, vorgegangen? Die Königin hat mir gesagt, daß Ihr dort etwas vorgelesen habt, es ist heute Alles anders, als gestern; ich frage Euch, weil Ihr nur die Wahrheit redet, wenn es Euch nicht verboten ist!"

„Es ist mir nichts verboten," entgegnete Castelluz, „ich halte es sogar für meine Pflicht, der Königlichen Mutter Alles mitzutheilen, was ich dort

gesehen und gehört, ich würde deshalb um ein gnädiges Gehör gebeten haben!"

„Ich erwarte Euch gleich nach aufgehobener Tafel, mein schöner deutscher Herr!" sagte die Medizäerin sehr gnädig.

Während der Ceremonialtafel, an welcher außer dem Könige und den Königinnen der neue Cardinal Platz nahm, während alle Hofstaaten stehend sich im Saal gruppirten, fanden sich der Großfalkenmeister von Ravignan, der General-Obrist Schönberg und der Graf von Urfé in Klützows Dienstwohnung zusammen. Sie hatten keinen besondern Dienst und wurden unter der Menge von Cavalieren nicht vermißt.

Hier erst wurden die Vorgänge des gestrigen Abends genau, bis in's Einzelne besprochen. Alle waren darin einig, daß der Plan vollständig gelungen sei; die beiden Franzosen waren glückselig, denn sie glaubten fest, daß es nun mit der Günstlingswirthschaft vorüber sei, daß der König bessern Einflüssen offen, mit der Königin leben und ein neues Regiment anfangen werde. Ravignan, der Patriot, war rührend in seiner Freude, er rieb sich die Hände und ließ sich durch die Bedenklichkeiten seines

Freundes Schönberg gar nicht irre machen. Castelluz sprach kein Wort, aber er theilte das Bedenken des General-Obristen.

Als die Wachen bei der Rückkehr der Königin heraustraten, eilten die sämmtlichen Herren in's Vorzimmer, um der edlen Königin beim Vorübergehen ihre Verehrung zu bezeigen.

Louise von Vaudemont, deren Antlitz hohe Freude und rührende Befriedigung zeigte, stutzte beim Anblick der Herren und kam dann schüchtern wie ein junges Mädchen näher. Sie reichte den Herren ihre Hand, welche diese, das Knie beugend, küßten, dann sagte sie mit einem kaum verhehlten Triumph im Klang der Stimme: „Wollet doch meine Sänfte für die sechste Stunde bereit halten, mein getreuer Klützow, und mich nach dem Kloster der Franciscanerinnen von Menilmontant geleiten; der König, unser vielgeliebter Herr, begiebt sich heute um dieselbe Stunde auf einige Tage in's Kloster des mont de grace, um die christlichen Uebungen durchzumachen, ich will mich diesem frommen Werk anschließen!"

Castelluz verbeugte sich tief.

Als die Herren in das Gemach zurücktraten,

sahen sie sich mit bleichen, tiefbekümmerten Gesichtern an, lange sagte Keiner ein Wort, Jeder aber wußte, daß alle Hoffnungen nun vernichtet; sie wußten jetzt, daß es auch dieses Mal kommen würde, wie es schon oft gekommen, daß des Königs Uebermaß von Reue ihn wieder in die Gewalt der Mignons liefern werde, sie wußten, daß das Kloster ihn nur für die alte Lasterwirthschaft stärkte.

„Arme, arme Frau!" brach endlich der General-Obrist deutsch und derb los, „und sie ist entzückt, daß der Gemahl in's Kloster geht, statt in ihre Kammer; er in einem, sie im andern Kloster! Gott erbarme sich! ist das eine Ehe!"

„Unglücklicher König, rettungslos verloren!" rief Urfé.

„Unglückliches Frankreich!" fügte Ravignan hinzu und Thränen standen in den Augen des alten Patrioten.

„Und was sagt Ihr dazu?" wendete sich Schönberg zu Castelluz.

„Ich will noch einen Versuch machen," entgegnete der ernst, „ich will zur Königin-Mutter gehen und sie bitten, den König zurückzuhalten, ihn jetzt nicht in das Kloster gehen zu lassen!"

Alle schauten auf.

„Klützow! Klützow!“ rief Schönberg, „wenn ich Euch nicht kennte und wenn die Königin-Mutter nicht fast siebenzig Jahr alt wäre — solche Kühnheit kann sich nur ein Liebhaber herausnehmen!“

„Gebt Euch keine Mühe!“ rieth Urfé dringend ab, „Eure Gunst bei meiner schönen Muhme ist groß, durch solchen Schritt aber büßt Ihr sie sicher ein, ohne etwas zu erreichen!“

„Das kann sein,“ versetzte Castelluz beharrend, „aber wenn der König jetzt in's Kloster geht, hat Catharine von Medici die letzte Möglichkeit verloren, einen Enkel auf dem Throne von Frankreich zu sehen!“

„Geht mit Gott, geht um Gotteswillen!“ rief der Großfalkenmeister beinahe flehend, „ich sage Euch, dieser deutsche Mann thut mehr für Frankreich, wie wir Alle!“

Und Castelluz ist zur Medizäerin gegangen und hat dort in so eindringlicher Weise geredet, daß die Königin Catharine eine Stunde später durch eine geheime Thür in das Gemach des Königs trat.

Heinrich III. erhob sich verwundert von seinem Sessel, in welchem er träumend lag.

„Unsere gütige Mutter!“ sprach er und führte sie zu einem der Prachtstühle, während er neben ihr auf einem Sessel Platz nahm.

„Mein Sohn,“ begann Catharine trocken, „ich höre von Eurer Gemahlin, das Ihr, um ganz ungestört geistliche Uebungen zu machen, heute noch in ein Kloster gehen wollt; ich will Euch in solchen sehr löblichen Vorsätzen durchaus nicht wankend machen, obgleich ich nicht einsehe, warum Ihr deshalb in ein Kloster gehen müßt, denn wenn Ihr dem Garde-Capitain Befehl gebt, Niemanden einzulassen, dann seid Ihr hier ebenso ungestört, wie im Kloster. Doch das nebenbei; ich wollte Euch nur bitten, Eure geistlichen Uebungen etwas aufzuschieben, denn ich muß darauf bestehen, daß Ihr morgen einer Versammlung des Staatsraths beiwohnt, in welcher Entscheidungen von höchster Wichtigkeit zu fassen sind!“

„Unsere gütige Mutter wird dieses armen Landes Wohlfahrt besser berathen, als ich es vermag,“ entgegnete der König entschieden, „sie wird auch in diesem Falle meine Schwäche vertreten!“

„Heinrich! Heinrich!“ sagte die Königin in strengem Tone mahnend, „die Hugenotten sind in Waffen

und haben St. Eloi genommen; wir müssen mit Ernst solche Uebergriffe ablehnen, nehmen wir nicht St. Eloi wieder, so thun's die Guisen und wir verlieren nicht nur den Platz, sondern schädigen auch die Achtung vor dem Königthum!"

„Sendet den Joyeuse mit ausreichenden Truppen nach St. Eloi!" sprach der König matt.

„Das wird geschehen," fuhr Catharine fort, „es ist allerdings Zeit, daß dieser Unverschämte geht, aber meint Ihr, daß dieser Angriff allein steht? ich sage Euch, daß damit nur der Anfang gemacht ist. Blainfort wird Euch morgen sehr wichtige Sachen vorlegen!"

„Blainfort ist ein Ränkemacher, dem ich nicht gewachsen bin, macht die Sache mit ihm ab, ich gehe in's Kloster!" erklärte der König hartnäckig.

„So gehe denn in's Kloster, mein Sohn," sagte die Königin-Mutter aufstehend, „aber bleibe denn auch gleich darin. Der Herzog von Guise wird als Majordomus des Reichs die Hugenotten wohl zu Paaren treiben und diese Herzogin von Montpensier kann die goldene Scheere ablegen, die sie stets bei sich trägt, um Dir das Haupt zu scheeren, wenn ihre

Brüder Dich vom Throne stoßen und Dich in ein Kloster stecken. Wie werden sich die lieben Vettern von Lothringen freuen, wenn Du ihnen so freundlich zuvorkommst, wenn Du selbst, freiwillig in's Kloster gehst? Lebt wohl, mein frommer Pater!"

„Mutter!" rief der König drohend, indem er aufsprang.

„Denk' an die goldene Scheere Deiner Cousine von Montpensier!" höhnte die Königin.

„Ich lasse die freche Wittwe mit Ruthen peitschen, wenn die Scheere bei ihr gefunden wird!"

Heinrich III. zitterte vor Wuth.

„Du, Du wirst der Montpensier kein Haar krümmen," fuhr Catharine in ihrem kaltem Spott fort. „Dir, Dir ziemt Demuth, einem Klosterbruder ziemt Demuth; drohe der Montpensier nicht mit der Ruthe, sie könnte es wiedererfahren und die Guisen sind ihre Brüder, hörst Du, Sohn Heinrich, die furchtbaren Guisen!"

Der König hob seine Hand auf, es war eine ganz seltsame Geberde; vielleicht verstand nur Catharine, was sie bedeutete, denn sie blickte einen Augenblick starr in die Augen ihres Sohnes und sprach

dann langsam: „Das glaube ich Dir nicht!“ dann wandte sie sich ohne weitern Abschied um und trat in den geheimen Gang; die versteckte Thür schloß sich hinter ihr.

„Sie glaubt mir doch,“ triumphirte der König, „wenn sie mir wirklich nicht glaubte, dann hätte sie es nicht gesagt, ich kenne sie; die beste Bekanntschaft, die man in Frankreich haben kann, wenn man nicht die Herren von Guise etwa vorzieht. Es sind doch nur gemeine plumpe Schurken diese Lothringer; dieses frechen hinkenden Weibes goldene Scheere sollst Du theuer bezahlen, Haus Lothringen!“

Catharine wußte, daß sie ihren Zweck erreicht hatte; Heinrich dachte nicht mehr daran in's Kloster zu gehen, er entfaltete plötzlich eine fieberhafte Thätigkeit, der Brodmeister von Provence und andere Mitglieder des Staatsrathes wurden geholt, dann mehrere Kriegsobristen und der Herzog von Joyeuse endlich. Der König gab ihm das Commando gegen die Hugenotten und zwar mit dem Befehl, unverzüglich aufzubrechen. Der vor Kurzem noch so übermüthige Günstling war ernst, schweigsam, gehorsam. Er reiste am Tage nachher ab.

Gegen sechs Uhr triumphirte die „Intrigue der guten Kinder," so hatte nämlich die Medizäerin lächelnd diese Intrigue genannt, deren Werkzeug Castelluz geworden; unser Freund war der Ueberzeugung, daß sich Catharine eigentlich über die Unschuld dieser Intrigue belustige. Gegen sechs Uhr ließ nämlich die Königin Louise ihre Sänfte absagen, weil der König durch dringende Staatsgeschäfte behindert sei, seinen Aufenthalt für die nächste Zeit im Kloster zu nehmen.

Castelluz theilte das sofort seinen Freunden und Verbündeten mit und wir wollen ihnen die Freude gönnen, die sie darüber empfanden.

Am andern Morgen gab's eine große Neuigkeit, denn der Bastard von Angoulème erschien in den Tuillerien und bemerkte, wie beiläufig, aber eigentlich sehr geflissentlich, daß er in den nächsten Tagen die Ankunft seines lieben Vetters, des Herzogs von Guise, erwarte.

Er beobachtete scharf den Eindruck, den diese Nachricht machte und glaubte einen Zug der Befriedigung im Antlitz der Königin-Mutter zu bemerken, der ihm gar nicht gefiel.

Die Sechszehner aber sangen, wie trunken vor Freude, als sie von der bevorstehenden Ankunft ihres Lieblings hörten, vor dem Schlosse unter den Fenstern Heinrichs III., um seine Sänfte, wenn er das Schloß verließ, ganz frech:

Der König kommt, der König kommt
Das Lächeln armen Seelen frommt,
Der König, der ein frommer Christ
Vom Stamme Carls des Großen ist.
Der König kommt, der König groß,
Den lieben wir All' grenzenlos.

Der hegt die Kirche und das Haus
Und treibet alle Götzen aus.
Der König kommt, der König wahr,
Um den ist Alles licht und klar,
Er macht die Falschheit ganz zu Spott,
Den falschen Mann, den falschen Gott!

Unter dem falschen Mann war Heinrich III. gemeint und der falsche Gott war nach der Ansicht der Sechszehner der Gott der Parpaillots, der Hugenotten; denn die Liguistenhäupter verdächtigten früher schon den König der Ketzerei, jetzt versicherten sie, daß er heimlich abgefallen sei von der Kirche und sich zu dem falschen Gott der Reformation bekannt habe.

Fünftes Capitel.

Wie ein großer Graf ein kleines Haus, ein kleiner König aber einen großen Entschluß gewann.

Der Botschafter Venedigs, der durchlauchtigsten Republik, Herr Priuli, oder, weil er Ritter des Schwertordens von Cypern war, gewöhnlich der Ritter Priuli genannt, bewohnte am andern Ufer der Seine, dem neuen Tuillerienschlosse gegenüber, ein sehr großes und sehr wüstes adeliges Stadthaus; einen Sitz, wie ihn sich große Geschlechter bauten, als das königliche Hoflager mehr und mehr seine feste Stätte in und um Paris fand. Das Hotel Lillebonne gehörte zur Domaine des Hauses Lothringen, der Besitzer aber, der Graf von Harcourt-Armagnac, lebte seit Jahren schon am savoyischen Hof und hatte seinen großen Steinhaufen, wie er nicht unpassend das

Hotel Lillebonne nannte, sehr gerne an den Ritter Priuli für eine ganz stattliche Summe vermiethet.

Die lange Reihe der Prunkgemächer nach dem Hofe zu hatte der Herr Gesandte der Republik zur Wohnung genommen, denn diese trostlose Weite, diese kalte Pracht und leere Großartigkeit paßte zu der erwählten Maske des Diplomaten; Ritter Priuli barg nämlich seine spinnfadenfeine Schlauheit unter der Charakter-Maske des feierlichen Narren, die er so meisterhaft durchführte, daß ihn selbst Blainfort, der schlaue Brodmeister von Provence, zwei Jahre lang wirklich für einen Narren gehalten hat.

Madonna Angela, oder die schöne Botschafterin, wie sie bei Hofe genannt wurde, hatte sich einige hübsche und heitere Zimmer, rückwärts nach dem Garten zu belegen, prunklos, aber bequem und im besten Geschmacke einrichten lassen. Diese paßten zu der Maske heiterer Gutmüthigkeit und wohlwollender Bedeutungslosigkeit, hinter welcher die schöne Botschafterin ihre Schlauheit verbarg, welche der des Gemahls mindestens ebenbürtig war.

Hier empfing auf der einen Seite der Botschafter mit steifer Würde und feierlich, auf der andern

Seite die Botschafterin freundschaftlich und ohne Umstände eine Menge von Herren und Damen der Hofgesellschaft nicht nur, sondern auch aus den Parlaments-Kreisen, die bereits einen wirklichen Gelehrten-Adel, den Adel von der Robe, bildeten, dessen Einfluß oft genug schwer in's Gewicht fiel.

In das Hotel Lillebonne wurde eigentlich Alles hineingetragen; begreiflicher Weise auch viel Falsches, man wußte aber dort sehr gut die Spreu vom Waizen zu sondern, hinausgetragen aus diesem Hotel aber wurde nichts; so gut wie in dieser Zeit war die durchlauchtige Republik Venedig selten über französische Zustände unterrichtet gewesen.

Castelluz gehörte freilich zu den seltenen Besuchern des Hotels Lillebonne; sein Dienst fesselte ihn fast immer an die Person der Königin. Damals war die Führerschaft der Leibwachten einer Königin von Frankreich nicht allein Ehrenposten, die Leibwachten mußten noch oft genug Leib und Leben, oder doch die Freiheit der Königin vertheidigen. Louise von Vaudemont würde freilich sowohl von den Liguisten als von den Hugenotten stets mit der höchsten Achtung behandelt worden sein, aber die eine wie die

andere Partei hätte ihre Person gerne als ein Pfand im Besitz gehabt. Ferner arbeitete Castelluz viel mit dem von Schönberg und dessen Freunden, dem berühmten de Thou und dem Grafen Brabancon, welcher einige Zeit nachher durch die Heirath mit Catharina von Schönberg, der Königin Catharine Pathenkind, Schwiegersohn des Grafen von Nanteuil wurde. Auch ließ ihn in letzter Zeit die alte Medizäerin selbst öfter zu langen Gesprächen zu sich entbieten. Castelluz kam also nur selten in das Hotel Lillebonne, aber wenn er kam, so wurde er dort stets nicht nur von dem feierlichen Narren mit besonderer Auszeichnung, sondern auch von der schönen Botschafterin mit großer Freundlichkeit aufgenommen; und er befand sich wohl in diesem Hause.

Die Freundlichkeit der beiden Prinlis belohnte sich, denn wenn Castelluz auch durch seine brandenburgische Zurückhaltung und angeborenes Mißtrauen vor einem selbst listigen Ausfragen geschützt war, so verrieth er hier doch mehr, als ihm lieb gewesen wäre, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte. Hier wurde er nie gefragt, aber im Gespräch hatte jedes seiner Worte eine schwerwiegende Bedeutung

für die Priulis, die seinen scharfen Blick und seine vielfachen Verbindungen kannten. Die Priulis wußten, daß Castelluz nicht nur mit allen Führern der königlichen Partei, sondern auch durch den von Moltzahn mit dem Prinzen von Condé und den Hugenotten, so wie durch den Bastard von Angoulême mit den Liguisten in einer, freilich losen Verbindung stand.

Der Umgang mit den beiden Gatten war unserem Freunde bequem und erfreulich, die im Hotel Lillebonne zugebrachten Stunden galten ihm als Erholung und wenn auch Madonna Angela noch zuweilen etwas mit ihm zu liebeln begann und ihn merken ließ, daß es nur an ihm liege, wenn er jetzt nicht in Paris gewinne, was er vordem auf Zante so heiß begehrt, so schmeichelte das immerhin der Eigenliebe des jungen Mannes ein wenig, obgleich er auch nicht entfernt daran dachte, von der so gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Madonna Angela hatte gewisse zärtliche Anwandelungen für ihn auch immer nur in Gegenwart Anderer, die ihr sehr ernsthaft den Hof machten, die sie aber schmachten ließ; sie hat ihren Ruf immer rein bewahrt. Ihre Gunstbezeugungen für Castelluz hatten dabei fast immer zu-

gleich den Anstrich einer Neckerei gegen Andere und einer besonderen Auszeichnung für ihn, als den Jugendfreund.

Priesen die Anbeter den schönen Arm der Botschafterin, dann winkte sie wohl dem Castelluz und sagte leise lächelnd: „Ihr sollt meinen Arm küssen, theurer Castellucio, den diese Herren so schön finden!“

Und Castelluz küßte den schönen Arm ohne sich zu zieren; es war ihm das vielleicht auch für den Augenblick recht angenehm, aber es machte weiter keinen Eindruck auf ihn und anscheinend auf die Dame auch nicht.

Durch solches Spiel aber hatte die schöne Botschafterin, wie sie richtig berechnet, des Castelluz Mißtrauen gänzlich besiegt; er sah in ihr immer nur die schöne Frau, die ihn stets angenehm unterhielt, die ihn auszeichnete und in ihrer Liebelei sicher eben auch nur ein angenehmes, aber wenig bedeutendes Spiel.

Am Nachmittage des Thomasfestes war Castelluz einmal wieder in das Hotel Lillebonne eingekehrt, der Graf von Urfé sollte ihn dort abholen, denn mit dem wollte er am Abend Flamels Haus in der Schreibergasse besuchen. Ihm lag wirklich herzlich

wenig an diesem Besuch; er glaubte nicht an die Schätze, die ihn nach des enthusiastischen Dichters Meinung dort erwarteten, und selbst diese Schätze hatten kaum etwas Verlockendes für ihn, seit er bei Dame Chastange etwas verloren, was er nie wiederfand und nie wieder finden konnte, wie er fest überzeugt war. Die Goldmacherei und Geheimbündelei aber waren ihm ein Gräuel. Er ging diesen Gang wirklich nur um des Urfé willen.

Castelluz fand, wie gewöhnlich, eine kleine Gesellschaft bei der schönen Botschafterin, bemerkte aber auf der Stelle, daß Madonna Angela sich in einer Aufregung befand, welche sie nur mit Anstrengung verbarg; er sah, daß sie mit ihm zu reden hatte, was sie vor den Andern nicht konnte. Da ihm das an ihr neu war, so beobachtete er sie schärfer, plötzlich flog ein heller Strahl über ihr schönes Antlitz.

„Sie hat mit frauenhafter Gewandtheit einen Ausweg gefunden!" sagte Castelluz zu sich selbst und lächelte.

So war es, denn in dem Augenblick winkte ihn Angela zu sich heran und flüsterte ihm zu, aber so, daß es die Anwesenden ganz wohl vernehmen konnten:

„Theurer Signor, der heute angekommene Staatsbote von Venedig hat auch für Euch etwas mitgebracht, was Euch freuen wird, wie ich denke, die durchlauchtige Republik hat Euch nicht vergessen; geht doch hinüber zu meinem Gemahl, aber zeigt Euch wieder nachher!"

Die Anwesenden waren nicht wenig neugierig, als der Capitain-Lieutenant sich verneigend das Gemach verließ und Castelluz selbst ging doch auch etwas rascher, als er sonst gegangen wäre.

Priuli empfing ihn mit herkömmlicher Feierlichkeit, ja mit noch größerer als sonst und hielt ihm darauf eine ganz pomphafte Rede, in der so viel von der Dankbarkeit der hohen Signoria und Liebe der durchlauchtigsten Republik zu ihm die Rede war, daß Castelluz fast auf den Gedanken hätte kommen können, Venedig habe ihn zum Dogen erwählt.

Endlich befestigte Priuli mit zwei goldenen Nadeln ein etwas über handbreites goldenes Band auf des erstaunten Castelluz linker Schulter; das Band hing vorne und hinten über das kurze Mäntelchen bis zum Knie und zur Kniekehle nieder. Der Doge von Venedig hatte den Capitain-Lieutenant der

Königin von Frankreich in den Ritterorden der goldenen Stola aufgenommen.

Das war wirklich eine große Auszeichnung, denn die Mitglieder dieses Ordens genossen zu Venedig ganz besondere Ehren, und trugen bei Feierlichkeiten einen scharlachnen Dogenmantel. Castelluz begriff nun wohl, daß er die goldene Stola seiner Stellung am französischen Hofe, zunächst aber doch der Freundschaft der Prilulis verdankte. Mit herzlichen Worten ehrlicher Dankbarkeit erwiderte er die pomphafte Rede des Botschafters, der ihm darauf noch mittheilte, daß er Befehl habe, den rothen Mantel, das Barett und die Handschuhe dem großen Könige zu übergeben, welcher ihn auf Bitte der durchlauchtigen Republik mit diesen Insignien bekleiden werde.

Castelluz lächelte; solche Bitten schmeichelten nämlich dem Könige immer sehr; er schlug sie niemals ab, konnte er damit doch eine Procession, eine Ceremonie, verbinden und schließlich eine lateinische Rede halten.

„Meine Gemahlin,“ fuhr Priuli fort, „hat Euch vor einer Stunde einen Brief geschrieben und Euch dringend gebeten, heute noch hierher zu kommen, aber

nicht wegen der goldenen Stola; es ist uns nämlich eine Mittheilung zugekommen, die Euch betrifft, mein theurer Ritter; ich hätte nun wohl gewünscht, daß meine Gemahlin Euch mit dieser Sache bekannt gemacht hätte, denn als Botschafter Venedigs ist es mir eigentlich streng untersagt, mich in solche Sachen einzulassen, Ihr werdet dieses offene Bekenntniß nicht mißdeuten, indessen, da Ihr jetzt als ein Ritter der goldenen Stola überall Anspruch auf die Protection der durchlauchtigen Republik habt, ja, da Ihr als solcher in Nothfällen so gar ein Asylrecht in jedem Hause habt, über dessen Thür der Löwe von San Marco steht, so habe ich mich entschlossen, Euch das Nöthige selbst mitzutheilen, vorausgesetzt, daß Ihr nicht weiter nach meiner Quelle oder nach Namen fragt!"

Der Ritter von der Stola verbeugte sich zum Zeichen seiner Einwilligung.

„Eine vornehme Dame," sprach nun der Botschafter leise, „hat einen fremden Kriegsmann gedungen, Ihr sollt überfallen und, gewaltsam und heimlich, von hier in ein nahegelegenes Schloß gebracht werden. Das ist meine Mittheilung, seht, was Ihr

damit macht, aber für die Sicherheit derselben stehe ich ein.“

Castelluz dankte verbindlich; er glaubte die vornehme Dame zu kennen, dachte aber zugleich auch, daß es nicht so leicht sein werde, ihn heimlich und doch mit Gewalt aus Paris zu entführen. Er war stets auf seiner Hut, auch heute hatte er schon zum Voraus den Freund Christian und etliche seiner Reiter in die Nähe von Flamels Haus bestellt.

Als die beiden Herren danach im Gemach der Botschafterin erschienen, erregte die goldene Stola des neuen Ritters nicht wenig Aufsehen, denn seitdem Heinrich III. etliche Jahre zuvor den Orden vom heiligen Geist gestiftet und den älteren St. Michaelis-Orden durch die Verbindung mit dem vom heiligen Geist wieder erneuert und zu Ehren gebracht hatte, stand die Würde eines Ordensritter wieder in großem Ansehen in Frankreich.

In pomphaftester und feierlichster Weise erzählte Messer Priuli von den beiden Ritterorden der durchlauchtigsten Republik, dem von der Stola und dem von San Marco, die beide so alt, daß Niemand die Zeit ihrer Stiftung kenne.

Heute zum ersten Male kam dem Castelluz der übrigens wieder schnell verschwindende Verdacht, als belustige sich der Venediger Botschafter über seine Zuhörer durch seine schwülstigen Reden; es war ihm, als habe sich der Priuli den alten Bragadino, der schönen Angela Vater, zum Muster genommen, denn er sprach oft ganz genau wie der weiland Statthalter von Zante. Neben dem Wortprunk des Vaters und der schwülstigen Redeart des Gemahls, war Madonna Angela stets einfach und verständig in ihrer Redeweise geblieben, Castelluz rechnete ihr das als ein großes Verdienst an.

Was aber den Messer Priuli anging, so war der Capitain-Lieutenant auf der richtigen Fährte, der Botschafter copirte wirklich ganz bewußt den ehemaligen Statthalter von Zante, er hatte sich aus dessen leerem pomphaften Wesen eine bequeme Maske zurecht gemacht. Der Bragadino war wirklich ein herrlicher Narr, der Priuli trug nur die Maske eines solchen.

Bei Madonna Angela bedankte sich Castelluz ganz so, als ob sie allein den Orden ihm verliehen, während er gegen den Botschafter nur von seiner

Dankbarkeit für die Republik gesprochen; das trug ihm einen zärtlichen Blick und einen sanften Händedruck ein. „Ich danke Euch nicht nur für die Ehre,“ flüsterte Castelluz, „sondern auch für großmüthige Beschützung, Madonna, für die Warnung!“

„Der beste Dank ist Vorsicht,“ gab die schöne Botschafterin leise zur Antwort, „es ist sehr gefährlich, einen Schurken wie diesen auf seinen Fersen zu haben!“

„Es ist auch nicht ungefährlich, einen Mann wie mich zu verfolgen, ich bin immer auf meiner Hut, Madonna!“ lautete die ernste Antwort des Capitains.

„Ihr seid keiner von diesen leichtsinnigen Franzosen!“ bemerkte Madonna Angela, „das beruhigt mich ein wenig!“

Gleich darauf erschien der Graf von Urfé sehr eilig, er wollte gar nicht verweilen, er nahm auch nicht den rechten Antheil an der neuen Ritterwürde seines Freundes, so sehr war er eingenommen von der Begier, die Geheimnisse von Flamels Haus kennen zu lernen.

Das frühe Dunkel eines Wintertages war be-

reits hereingebrochen, als die beiden Herren endlich das Hotel Lillebonne verließen und tief in ihre langen, weiten, mit Pelz besetzten, weißen Kriegsmäntel gehüllt sich der innern Stadt zuwendeten.

Castelluz setzte den Grafen von der ihm gewordenen Warnung in Kenntniß und bat ihn, wenn er etwa in diesen Tagen spurlos verschwinden sollte, die Königin-Mutter davon in Kenntniß zu setzen, daß die Gräfin von Hautemarie einen Anschlag gemacht habe, ihn zu entführen und irgendwo zu verstecken. Die Königin-Mutter würde, davon wäre er fest überzeugt, schon Mittel finden, ihn zu befreien.

Der Graf nahm den Anschlag mehr scherzhaft und auch Castelluz glaubte eigentlich nicht recht an die Möglichkeit des Gelingens, obwohl er den Anschlag selbst gar nicht bezweifelte. Er unterließ auch nicht, sich scharf umzuschauen, ob man ihm nachschleiche, konnte aber nichts davon bemerken.

Dagegen erkannte er sehr gut den getreuen Christian, obwohl der die Mütze und den ziemlich schäbigen Mantel eines dienstsuchenden Dieners trug.

Das Haus Nicolaus Flamels stand in der Schreibergasse und zwar an einer Ecke, von welcher

ein schmales Nebengäßlein auslief; es war ein steinernes Haus, das über dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk mit einem steilen Dache zeigte. In der Fronte, nach der Schreibergasse zu, sah man eine steinerne niedrige Thürbogeneinfahrt, zu welcher aber durch eine starke Kette der Zugang versperrt war. Die tiefeingelassenen Fensteröffnungen waren unregelmäßig, sehr schmal und durch starkes eisernes Gitterwerk gesichert, überdem aber noch durch hölzerne Läden geblendet.

Urfé und Castelluz, welche von ihrem ersten Besuche her schon Bescheid wußten, traten sofort in die kleine Nebengasse ein und klopften laut genug an eine ganz schmale Pforte in einer hohen Mauer. Die Pforte öffnete sich vor ihnen und schloß sich hinter ihnen, ohne daß sie einen Pförtner bemerkt hätten.

Sie schritten nun in einem schmalen Gange zwischen zwei hohen Steinmauern hin, in welchem sie nicht nur wie gefangen waren, sondern auch durch schmale Oeffnungen in den Mauern von beiden Seiten beobachtet und auch beschossen werden konnten. Am Ende dieses Ganges war wieder eine enge Pforte, an welche sie klopften.

Bei ihrem ersten Besuche waren sie nur bis zu dieser Pforte vorgedrungen und hier durch ein Gitterfenster befragt worden, welches Zeichen sie brächten. Damals hatte man sie, wie wir bereits wissen, kurzweg abgewiesen und auf Thomas' Aposteltag um dieselbe Stunde wiederbestellt.

Dieses Mal fragte man sie nicht; zu einiger Verwunderung des Castelluz, zur innigsten Freude des Grafen öffnete sich die Thür sofort und eine Stimme sagte beinahe freudig: „Seid willkommen, Ihr werdet erwartet!“

Sie traten einige Stufen hinauf und gelangten zunächst in ein niedriges Gewölbe, die Flurhalle des Hauses, welche nach der Schreibergasse zu durch das Portal mit der Kette davor geschlossen war. Auf der unteren Stufe der Treppe, die von schwerem Gefüge und ganz schwarzem Eichenholz war, stand eine kunstlose irdene Lampe mit schwachem Flämmchen. Diese nahm der Mann auf, der sie willkommen geheißen hatte, und bat sie, ihm zu folgen. Castelluz glaubte in ihm an der Stimme den Boten des Genuesers Grimaldi zu erkennen, der ihm anno 78 in der Nacht vor seiner Abreise von Straßburg die

zweite goldene Schale gebracht hatte. Doch war er seiner Sache nicht gewiß und fragen mochte er nicht.

Der Vorsaal oben war wüst und leer, eine lange schwere Holzbank war an der Wand befestigt; sie schritten durch zwei Gemächer, deren Thüren keine Schlösser hatten, sondern nur durch schwere Riegel geschlossen wurden. Auch hier war des einfachen Hausraths wenig; einige große Truhen, darüber Stangen zum Aufhängen der Kleidungsstücke, verrostete Waffenstücke in und vor den mächtigen Kaminen aufgehäuft, Alles aber doch in gewisser Weise wohlerhalten.

„Tretet ein und schließt die Thür hinter Euch mit dem Riegel, damit sie der Zug nicht hin und her wirft!“ sagte der Führer.

Castelluz that wie ihm geheißen, danach erst sah er sich in dem weiten Gemache um, das durch ein hell loderndes Feuer in dem riesigen Kamin, so wie durch eine Leuchte, die an eisernen Ketten von der Mitte der Wölbung herabhing, ziemlich erhellt war.

Unter der Leuchte stand ein Tisch mit einer dicken Platte von gelbem Marmor, rings an den Wänden liefen niedrige Schränke von ganz schwarzem

Eichenholz hin, die zugleich als Sitze dienen konnten; auch umgaben etliche schwere hochlehnige Sessel den Marmortisch und einige plumpe Schemel standen vor dem Kamin.

An der Wand, der Thür gegenüber nach dem Kamine, sah man eine hölzerne Pritsche, die mit Kissen und Decken belegt war, darauf lag eingehüllt ein Mann, dessen kleines weißes Gesicht den Eintretenden zugekehrt war; eine zweite Menschengestalt in brauner Kutte und Kapuze saß am Kopfende dieses Lagers, hatte aber das Haupt so tief geneigt, daß man das Gesicht nicht zu erkennen vermochte.

„Willkommen soll der sein", rief die Mannesgestalt auf dem Lager, sich aufrichtend, „willkommen soll der sein, der da kommt gerufen, zwiefach willkommen aber der Sohn des hochbegnadeten Geschlechts, dessen Schritte Gott zu diesem Hause lenkte, obwohl er nicht gerufen worden!"

Die Stimme klang frisch und kräftig wie eines jungen Mannes Stimme; Castelluz hatte auf der Stelle den Genuesen Grimaldi, seines Großvaters Schüler erkannt.

„Tretet näher, meine Söhne," begann Grimaldi

wieder, „setzt Euch nieder an Nicolaus Flamels Feuer; verzeiht, daß ich mein Lager hüte, ich habe auf meiner Reise einen bösen Fall gethan und meinen Fuß stark geschädigt. Bevor wir aber reden, trinkt von Nicolaus Flamels Wein, solchen Trunk möge Gott Euch segnen."

Er deutete auf den Sims des Kamins, dort standen zwei goldene Kannen und mehrere Becher, die selbst eines Königs Schenktisch zur höchsten Zierde gereicht haben würden.

Der Genuese bemerkte die Aufmerksamkeit, welche die beiden Freunde den herrlichen Trinkgefäßen zuwendeten, und sprach ernst: „Diese Gefäße sind altgriechische Arbeit, sie werden ziemlich genau eben so viel Jahrtausende alt sein, als der Wein Jahrhunderte."

Castelluz schenkte ein, er stürzte seinen Becher hinunter, es blieb ihm im Munde ein unangenehmer Geschmack, dann sah er, daß Graf Urfé, der erst gekostet hatte und ein schreckliches Gesicht zog, sich besann, ob er weiter trinken sollte.

Aber Grimaldi sagte leise lächelnd: „Trink, Du Kaiserenkel von Trapezunt, trink, Lascaris, der Ge-

schmack ist herb, aber der Gehalt ist mächtig, die Jugend ist lieblich, das Alter aber ist weise und Weisheit ist Macht!"

Auch der Graf hatte seinen Becher geleert und nun saßen die Beiden auf ihren niederen Schemeln am Feuer und blickten erwartungsvoll in das weiße kleine Gesichtchen Grimaldi's.

„Du hast Jahre verstreichen lassen, Castellucio, Enkel meines theuren Meisters," begann der Greis endlich, „bevor Du, meiner Einladung folgend, in dieses Haus kamest, ja, Du wärest gar nicht hierher gekommen, hätte Dich nicht dieser edle Sproß der mächtigen Kaiser von Trapezunt hierher geführt. Ich tadele Dich darum nicht, denn Dir sagte die innere Stimme, daß es pietätvoller sei gegen das Andenken Deines Großvaters, nicht zu kommen, als zu kommen. Du wolltest nicht mit einem Bunde wieder anknüpfen, den Dein Großvater, machtvoll wie nur Er war, zerrissen. Daran thatest Du weise, denn Du konntest nicht wissen, daß ich Dich nicht hierher beschieden zu geheimer Wissenschaften wunderbaren, wenn auch oft bedenklichen Werken, sondern lediglich, um Dir ein Zeichen meiner Dankbarkeit für Deinen Großvater

zu geben. Ich liebe Dich um Deines Großvaters willen, Castellucio, ich liebe Dich und möchte so gern, daß Du in Liebe meiner gedächtest, darum freute ich mich von Herzen, als ich endlich vernahm, daß Du, von dem edlen Lascaris geleitet, zu diesem Hause gekommen. Laß mich diesen Ring an Deine Hand stecken, siehe, es ist ein einfacher Goldreif, glatt ohne jedes Zeichen, den sollst Du tragen zu meinem Angedenken!"

Castelluz versprach das, als ihm Grimaldi den Ring an den Finger steckte.

„Du hast ohne Zweifel", fuhr der Genuese fort, „den Namen des Barons von Rosny nennen hören, der wird sehr bald ein noch größerer und mächtigerer Herr in diesem Lande sein, als er schon jetzt ist; kann Dir die Hülfe dieses Mannes einst nützlich sein, so zeige ihm diesen Ring und nenne ihm meinen Namen, dann wird Dir eine mächtige Hülfe nicht fehlen."

Es entstand jetzt eine kleine Stille, der Genuese wendete sich nach dem Verhüllten um, der ihm einige Pergamentblätter reichte und ihm einige Worte zuflüsterte, die Castelluz nicht verstand.

„Jetzt könnte ich von Dir Abschied nehmen, Castellucio, mein Sohn," begann Grimaldi wieder, „aber Du sollst noch Zeuge einer Schenkung hier sein. Anne von Lascaris, Du Sproß vom goldenen Trapezunt, ich frage Dich, willst Du Besitzer von Nicolaus Flamels Haus sein? Willst Du die Schenkung dieses Hauses annehmen? willst Du dieses Erbe hüten, treu wie Dein Vorgänger dafür sorgen, daß Alles hier in demselben Stande erhalten wird, wie Du es findest? willst Du den Verfolgten, die Dir Flamels Geheimzeichen bringen, hier Schutz gewähren und ihre Flucht erleichtern?"

Der Graf stand rasch auf.

„Laß mich aussprechen, Kaiserenkel," fuhr Grimaldi fort. „Einfache Leute haben dieses Haus bisher in Einfalt behütet; die Alterthümer, die es birgt, sind von hohem Werth, aber der Hauptschatz besteht in den merkwürdigen Schriften, welche in einem Versteck liegen, den Du allein Deinem Erben kundgeben darfst; zu Deinem Erben kannst Du aber ernennen wen Du willst. Stirbst Du, ohne dem Erben Kunde zu geben, so wird demselben von Osten her die Kunde kommen. Der große Schatz geheimer

Wissenschaft hat bisher todt gelegen, es soll aber die Möglichkeit gegeben werden, ihn wieder aufleben zu lassen, darum wird er Dir anvertraut, denn in Deinem Geschlechte lebt ein Zug zu diesen Dingen, der Euch gewaltig machen, der Euch aber auch vernichten kann. Ich weiß, daß Dein Geschlecht berufen ist, ob Du es aber bist, ob einer Deiner Enkel, ob ein Anderer Deines Namens, das weiß ich nicht. Es ist nicht ohne große Gefahr das Erbe, was Dir geboten wird, aber ich darf Dir nur wenige Minuten Bedenkzeit geben. Willst Du die Schenkung von Flamels Haus annehmen?"

„Ja, ich will es, in Gottes Namen!" rief der Graf von Urfé sichtlich hoch erfreut.

Grimaldi reichte dem Grafen ein Pergament; dieser las, es war ein in aller Form ausgestellter Schenkungsact; ein Nestor Roqueplan, Bürger von Paris, schenkte dem sehr edlen und sehr mächtigen Herrn Anne von Lascaris, Grafen von Urfé, des Königs Bailli im Forez, das kleine ausführlich beschriebene Haus in der Schreibergasse. Die Urkunde, von bürgerlichen Zeugen unterkreuzt, deren Zeichen von den Gerichtsschreibern anerkannt waren, enthielt

am Schluß den Vermerk, daß beglaubigte Abschriften auf der Kanzlei des Stadthauses und im Archiv des Prevotalhofs niedergelegt seien.

Nun empfing der Graf ein zweites Pergament, in welchem er selber bekannte, die Schenkung angenommen zu haben; der Act enthielt aber auch die Bedingungen, die er eingegangen.

„Auf der Marmorplatte steht Schreibzeug," sagte Grimaldi, „Du sollst nur unterzeichnen, Anne von Lascaris, und Du, mein Sohn Castellucio, sollst darunter bescheinigen, daß dieser Kaiserenkel solche Schrift in Deiner Gegenwart unterschrieben hat!"

Beide unterzeichneten die Schrift.

Als das geschehen war, ließ sich Grimaldi die Feder bringen und schrieb unter Castellucio's Unterschrift „und ich bezeuge, daß das die Unterschrift ist von Enrico di Castellucio, dem Enkelsohne unseres unvergeßlichen Meisters, Grimaldi dei Langhi."

„Gott segne Dich, Anne von Lascaris, Hüter des Schatzes, Herr in Flamels Hause!" sprach der Genuese feierlich.

„Gott segne Dich, Anne von Lascaris, Hüter

des Schatzes, Herr in Flamels Hause!" wiederholte der Verhüllte rasch und nur halblaut.

Staunend blickte Castelluz herüber zu ihm, die Stimme war ihm bekannt, es war ein Deutscher, der die undeutlichen Worte gesprochen. Castelluz wußte, daß er den Mann da kannte, aber der Verhüllte neigte noch tiefer sein Haupt.

Grimaldi bemerkte noch, daß Lascaris, wenn er am folgenden oder an einem andern Tage Besitz von dem Hause nehmen wolle, dasselbe leer finden werde bis auf den alten Knecht an der kleinen Seitenpforte, der mit seinem Weibe und seiner Tochter die Räume in Ordnung halte und dafür den Nießbrauch des ziemlich umfangreichen Gartens habe. Dann flüsterte er dem Grafen das Geheimniß des Verstecks in's Ohr und entließ endlich die Beiden mit frommen Segenswünschen.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß der Graf Flamels Haus, nunmehr sein Haus, in der gehobensten Stimmung verließ; der Poet schwärmte, er war Besitzer geworden von Flamels Schatz, der seiner Geheimnißgier reiche Befriedigung verhieß.

Dagegen waren die Gefühle unseres Castelluz

sehr gemischter Art; er hatte in seiner Nüchternheit manches gesehen, was ihm sehr bedenklich vorkam; freilich waren es nur kleine, ganz kleine Striche so zu sagen in dem Bilde, aber an diese Striche klammerte sich ein gewisses Mißtrauen, dessen er nicht Herr werden konnte. Bald schien es ihm ein Unrecht, den alten würdigen Genuesen, der ihm so herzlich begegnete um seines Großvaters willen, zu beargwöhnen; dann wieder fragte er sich, wer war der Verhüllte, der Deutsche, dessen Stimme ihm so bekannt klang? Und doch konnte er sich keinen Zweck, kein Ziel denken, wenn hier irgend ein Trugspiel aufgeführt worden war.

Während Graf Urfé sich überlegte, wie er auf einige Zeit den Hof verlassen könne, um in tiefster Zurückgezogenheit in Flamels Hause wohnen und den Schatz der Wissenschaft prüfen zu können, gelangte Castelluz zu dem Selbstgeständniß, daß er eigentlich doch nur mißtrauisch sei, weil er in Flamels Hause wie in dem dort stattgefundenen Auftritt nichts gefunden, was seinem Mißtrauen wirkliche Nahrung zu geben vermöchte.

Er wollte sich, an der Ecke der Schreiberstraße

angelangt, eben nach dem Grafen umwenden, der einen Schritt hinter ihm ging, als plötzlich eine Blendkappe über sein Haupt fiel, die ihm um den Hals so fest zugeschnürt wurde, daß er ersticken zu müssen glaubte; zugleich wurde er so gewaltsam niedergeworfen und fortgerissen, daß er sofort die Besinnung verlor.

Graf d'Urfé, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, sah den Freund nur verschwinden und wurde erst aufmerksam, als er um die Ecke biegend denselben nicht mehr vor sich sah. Er stutzte, des Castellux Warnung fiel ihm ein, er riß sein Schwert aus der Scheide und stürzte mit dem Feldruf seines Hauses: „Urfé en haut!“ einige Schritte vorwärts.

Sofort kam im vollen Laufe von der anderen Seite der Straße der treue Christian herüber, auch er hatte nichts gesehen, schwur aber, daß über die Straße hinüber Niemand gekommen; schleichende Gestalten hatte er undeutlich wohl in der Ferne gesehen, aber er hatte weder einen Ruf, noch einen Laut vernommen. Auf seinen Pfiff erschienen in höchster Schnelligkeit die „Schatten“, die ihn begleitet hatten. Alle standen rathlos um den Grafen. Sie waren

sich nach kurzer Zwiesprache klar, daß Castelluz diesen Theil der Straße kaum habe verlassen können, ohne von ihnen bemerkt zu werden, aber sie begriffen gar nicht, daß er lautlos und spurlos zugleich verschwunden.

„Blendkappe,“ sagte plötzlich Christian bedeutungsvoll, „Blendkappe in dem Augenblicke, da er vor dem Herrn Grafen um die Ecke trat.“

„Bei Gott, so ist's!“ rief Urfé. „Dann aber kann er nicht weit sein, sie müssen ihn stumm gemacht und halb erwürgt in dieses oder in eins der nächsten Häuser gebracht haben.“

Die nächste Thür wurde sofort untersucht, sie ergab sich durch eine große Vorlegekette geschlossen. Sie konnte sichtlich nur schwer geöffnet und schwer wieder geschlossen werden, aber es war auch nicht nöthig, weiter zu grübeln, denn in dem Augenblick stieß Christian eine leichte Holzthür auf, die nur angelehnt war. Sie führte auf einen Holzplatz und war nicht verschlossen, weil der Riegel zerbrochen daneben lag. Es war kaum noch zu zweifeln, daß Castelluz hier hinein geschleppt worden war. Der Platz wurde rasch durchstreift, die ebenfalls geöffnete Ausgangsthür auf der anderen Seite entdeckt und dabei

die goldene Stola gefunden, mit welcher der Geraubte vor wenigen Stunden in dem Hotel Lillebonne geschmückt worden war. Jetzt mußte der letzte Zweifel schwinden, aber zugleich schwand auch beinahe die Möglichkeit, die Verfolgung weiter fortzusetzen, denn die tiefste Stille herrschte auf dem Platze, wie in der Straße, es war fast Mitternacht.

„Graumann holen!" sagte Christian wieder.

Der Graf verstand den Getreuen auf der Stelle, erklärte es aber für unmöglich, daß der Hund in der bewohnten Stadt seines Herrn Spuren werde folgen können, zumal da derselbe jedenfalls getragen worden sei.

Christian zuckte nur verächtlich die Achseln über des Grafen Zweifel an dem silbernen Graumann und setzte sich dann in einen Trab, um den ihn ein Schnellläufer hätte beneiden müssen. Der Graf ließ von den „Schatten" die beiden Thüren des Holzplatzes besetzen und lief dann selbst nach dem nicht sehr entfernten Hotel Tendes, welches er bewohnte, um einen Trupp Reiter zu holen, denn er dachte daran, daß Castelluz von einem Schloß in der Umgegend von Paris gesprochen, obwohl ihm nicht klar

war, wie es Chastange hätte möglich machen können, einen Gefangenen durch ein Thor von Paris hinauszubringen. Er staunte über die Kühnheit und Geschicklichkeit, mit welcher man ihm seinen Freund vor den Augen weggestohlen hatte.

Während Graf Urfé nach seiner Wohnung lief, sagte er sich freilich, daß sein Bemühen höchst wahrscheinlich ganz erfolglos sein würde, daß der Castelluz doch eigentlich auch nichts zu fürchten habe in der Gewalt des verliebten Weibes und daß es am Morgen der Königin-Mutter ein Leichtes sein werde, den Gefangenen zu befreien, dennoch aber beschloß er, von einer unbestimmten Ahnung getrieben, sein Bestes zu thun.

Als Castelluz wieder zur Besinnung kam, fand er sich auf seidene Decken und Polster gebettet, seine Hände aber lagen zusammengefesselt durch einen starken Riemen in seinem Schooß und auch die Füße waren über den Gelenken zusammengebunden. Er schaute um sich: auf einem schlechten Holztisch stand ein silberner Armleuchter mit drei brennenden Kerzen, auf dem rauhen Estrich lag sein Mantel, sein Schwert und seine Mütze. Die niedrige Balkendecke und die Wände waren rauh und schmutzig.

Mühsam richtete er sich auf, so weit ihm das möglich war, er entsann sich jetzt vollkommen, wie man ihm eine Blendkappe übergeworfen, ihn gewürgt und niedergerissen und dann wahrscheinlich hierhergetragen. Er wußte, wer das seidene Bette und dieses Silbergeschirr hierhergesendet; er wußte, daß die eigentliche Gefahr für ihn jetzt erst beginne. Er versuchte die Fesseln an den Füßen zu sprengen, es war unmöglich; er versuchte seine gefesselten Hände an den Mund zu bringen, aber es war nicht möglich den harten Lederriemen auch nur anzunagen.

„So bin ich denn ganz in Gottes Hand!“ sagte er leise vor sich hin.

„Ich leide verdient,“ dachte er dann, „ich habe eine Rache an ihr genommen, die ein solches Weib nicht unerwidert läßt, ich hätte sie verachten und die Rache Gott anheim geben sollen.“

Er hörte Schritte, er wußte, wer kam.

Er hörte eine leise Frage; er wußte, wer fragte.

Die Thür öffnete sich, eine Gestalt trat hastig ein, die Halbmaske und der Mantel fielen, im weißen Nachtgewande stand Chastange da, schöner als je.

Sie warf sich auf die Kniee vor dem Lager und

rief: „Vergieb mir, Castelluz, mein Freund, mein Geliebter, vergieb Deiner armen Chastange, vergieb ihr diese That, sie hatte kein anderes Mittel, Dich zu sehen; sage mir nur ein Wort, nur ein gutes Wort!"

Sie streckte flehend die Hände zu ihm auf, sie forschte mit ängstlichen Blicken in seinem Antlitz, aber dieses Antlitz war starr, wie steinern, und nur die stechenden, bohrenden Blicke in den dunklen Augen verriethen, daß diese Gestalt lebte.

Wieder begannen die Bitten und Beschwörungen und Versprechungen, Chastange schien unerschöpflich, sie bettelte um ein einziges Wort.

Da sagte er endlich mit dem erschrecklichsten Hohne: „Komödiantin!"

Auffsprang wie ein Pantherthier Chastange, ihre Wangen brannten und ihre Augen glühten, wie rasend zerriß sie ihr Gewand, sie warf sich auf Castelluz, wie sich ein Raubthier über seine Beute wirft, sie überschwemmte sein Antlitz mit Thränen, sie überschwemmte es mit Küssen, sie drückte sein Haupt an ihre Brust, als wollte sie ihn ersticken in ihrer Liebesraserei. Sie gab ihm die zärtlichsten Schmeichelnamen, sie erinnerte ihn an die erste Zeit

seiner Liebe zu ihr, sie machte lange Erzählungen, durch die sie sich entschuldigen wollte, sie küßte die Hände, deren Fessel sie aber doch nicht löste.

Castelluz, den nichts rührte, begriff sehr wohl, daß er verloren war, daß Chastange wirklich nur eine höllische Rolle spielte, daß sie ihn nur entwürdigen wollte, bevor sie ihn opferte. Wäre sie vorher wirklich reumüthig, jetzt wirklich zärtlich gewesen, sie hätte doch zuerst seine Fesseln lösen müssen; er sagte sich, daß sie ihn in Fesseln hielt, um ihn zu morden.

Und als sie wieder ihr bethräntes Antlitz zu ihm neigte, da spie er ihr in's Gesicht und sagte verächtlich: „Buhlerin!"

Chastange sprang zurück, sie war todesbleich und schwankte einen Augenblick wie trunken, hin und her. Dann stieß sie einen schrillen Schrei aus, der dem armen Castelluz durch Mark und Bein ging.

Abermals warf sie sich über ihn, sie schlug ihm in's Gesicht, bis nach vielen Schlägen sein Blut floß, sie biß ihn in die Hände, bis Blut floß, dann stand sie vor ihm mit schrecklich verzerrtem Antlitz und sprach mit heiserm Lachen, „Du bist zum Sterben

hierhergebracht, ich habe Dir Dein Sterbelager gerüstet, aber Du hättest Dir den süßen Tod in süßem Wein und in meinen Armen gewinnen können, jetzt mußt Du unter Qualen sterben!"

Sie packte wie mit eisernen Krallen das Wamms des unglücklichen Mannes und riß es ihm über der Schulter auseinander, sie zerriß ihm das Hemd, so, daß Arm und Schulter entblößt lagen, dann nahm sie eine Kerze von dem Leuchter und sagte giftig: „Ich will Dich verbrennen, schändlicher, deutscher Ketzer, langsam verbrennen bei lebendigem Leibe."

„Teufelin!" sagte Castelluz stöhnend im Höllenschmerz des Brandes, denn Haut und Fleisch verzehrte die Flamme.

Er hatte sich verloren gegeben und biß nun die Zähne fest zusammen in der grimmigen Pein der Brandwunde, um dem hohnlachenden, höllischen Weibe nicht die Genugthuung eines Schmerzensschreies zu geben, da vernahm er ganz nahe Hundegebell; er erkannte die tiefen Laute Graumanns.

„Hierher! Hülfe! Graumann!" schrie er mit Donnerstimme.

Chastange fuhr entsetzt zurück und ließ die Kerze fallen, in dem Augenblick aber fuhr Graumann, das Fenster durch die Wucht seines Körpers im Sprunge zerschmetternd, in's Gemach, Chastange riß er sofort nieder und stand nun grimmig knurrend über ihr.

„Halt fest, Graumann, mein Freund, mein Retter!" rief Castelluz freudig.

Plötzlich stieß der Hund ein Wuthgeheul aus und Castelluz sah den blinkenden Stahl.

„Schone den Hund, Weib," bat der gefesselte Mann, „und ich will Deiner schonen!"

Chastange stieß ein grimmiges Gelächter aus, dem aber sofort ein gräßliches Wehgeschrei folgt; als sie zum andern Stoß ausholte hatte Graumann den Arm gepackt und ihn mit einem Biß zermalmt.

Der Gefesselte hörte das Knacken und Krachen der Knochen, jetzt faßte ihn das Erbarmen. „Weib," rief er, „rühre Dich nicht, sonst bist Du des Todes, Graumann komm hierher, Graumann, mein Freund, mein Retter, komm hierher!"

Der edle Hund kam, er leckte das Blut von den Händen und vom Gesicht des Gefesselten, dann

stieß er wie triumphirend ein lautes Geheul aus und brach zusammen.

In der nächsten Minute stieg Christian durch das zertrümmerte Fenster und als kurz darauf Graf Urfé durch die Thür in das Gemach drang, saß Christian zwischen seinem Herrn und seinem Hunde, er hatte den riesigen Kopf Graumanns auf seine Kniee und sagte grimmig: „Sie sind Beide todt, Ihr sollt verflucht sein, Ihr Franzosen! bis in die unterste Hölle, denn zwei bessere Seelen hat es auf Erden nicht gegeben.“

Der edle Hund, der die Helfer hierher geführt, der selbst als Retter gekommen, war todt; aber Chastange, sowie Castelluz lagen nur in tiefster Ohnmacht.

Graf Urfé wollte Castelluz, der bald wieder zur Besinnung kam, nachdem seine Fesseln gelöst waren, forttragen lassen, aber der stand sofort wieder fest auf den Füßen, drückte dem Freunde kräftig die Hand und half selbst Chastange, deren rechter Arm vollständig zermalmt war, auf das Lager betten, das sie dem Castelluz zum Sterbebette zugerüstet.

Da in der Hütte, die im Hintergrunde eines Gartens stand, Niemand gefunden wurde, so ließ

Urfé zwei Reiter als Wache zurück, bis er Wundarzt und Dienerschaft gesendet.

Der silberne Graumann wurde in eine Decke gehüllt, mit nassen Augen trug Christian den Kopf und war fast zornig auf sich, daß er nicht im Stande war, seinen Freund allein zu tragen. Der silberne Graumann ist danach unter einer schönen Platane im Garten des Hotels Tendes begraben worden; Christian legte einen mächtigen Stein darauf und dort hat man den treuen Mecklenburger oft sitzen sehen; gebetet hat er da natürlich nicht, er schimpfte aber laut und leise auf die Weiber und die Franzosen.

Die Geheimnisse dieser schrecklichen Nacht sind bei Hofe nur der Königin=Mutter bekannt geworden, denn Castelluz hatte die Kraft, trotz der heftig schmerzenden Brandwunde, den linken Arm in einer Schlinge, wie gewöhnlich seinen Dienst zu thun. Die Bißwunden in den Händen bedeckten die Handschuhe, die Bißwunden im Gesicht waren bepflastert, sie heilten nur sehr langsam und die Narben blieben.

Jedermann glaubte, der Capitain=Lieutenant sei bei einem nächtlichen Ueberfall, wie solche damals nicht selten waren, so verwundet worden; da er aber

ein tiefes Schweigen beobachtete, so schloß man daraus, daß er einen sehr mächtigen Herrn zum Gegner gehabt haben müsse und fragte vorsichtig nicht weiter.

Die Königin Louise warf ihm aber lange Zeit jeden Morgen einen fast bekümmerten und gütig theilnehmenden Blick zu.

Von der Gräfin Chastange erfuhr man nur, daß sie erkrankt sei; später, als sie beinahe schon vergessen war, hörte man, daß sie in der Krankheit häßlich geworden und aus Verzweiflung darüber in ein lothringisches Kloster gegangen sei.

„Sie will sich todt stellen, mein Sohn, hüte Dich!" flüsterte die Königin Catharine dem Castelluz bei dieser Kunde zu.

Uebrigens war der Hof und die ganze Stadt Paris in jenen Tagen durch viel wichtigere Dinge in Anspruch genommen, denn der Herzog von Guise und seine Brüder, der Cardinal von Guise und der Herzog von Mayenne waren wirklich in Paris angekommen und von der Stadt mit unverstelltem Jubel, vom Hofe aber mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen worden. Der König schien sich mehr als

je den Guisen zuzuneigen und diese traten so gebieterisch auf, daß das Königthum neben ihnen ein machtloser Schatten schien. Die Friedenspartei war tief bekümmert darüber, nur der brave Schönberg mahnte zu muthigem Ausharren. Castelluz beobachtete den König scharf, und er sah ihn oft, denn Heinrich III. verkehrte damals viel mit der Königin; ihn aber, den Vorleser in jener Nacht, schien er gänzlich vergessen zu haben. Die Günstlingswirthschaft hatte ein Ende, wenigstens waren Joyeuse sowohl als Epernon nicht bei Hofe anwesend und von den Andern hatte keiner besondern Einfluß, obwohl der König den kühnen Paul Esthuer von Caussade, Grafen von Saint-Megrin, einen Edelmann aus dem Lande Saintonge, vielfach auszeichnete. Diesen aber, so sagte man bei Hofe, liebte der König nur, weil derselbe der begünstigte Liebhaber der Herzogin von Guise war. „St. Megrin rächt mich an dem Guise!" sollte Heinrich gesagt haben.

Die Gunst in welcher dieser kühne Edelmann bei der Herzogin von Guise stand war übrigens so offenkundig, daß alle Welt über des gewaltigen Herzogs Hahnreischaft spottete. Der Scandal war

so groß, daß die Brüder des Herzogs endlich der Ansicht waren, der Ehemann dürfe nicht länger übersehen, was in Aller Munde war. Sie beauftragten zuletzt des Gefürchteten vertrautesten Freund, Herrn Christoph von Bassompierre mit dieser Mittheilung, einen Auftrag, den der sehr ungern übernommen hat. Nach langem Zaudern beschloß Bassompierre, den Herzog selbst zu fragen, wie man sich in einer solchen Angelegenheit benehmen müsse. Er erzählte ihm zu diesem Zwecke denn, ein Edelmann habe ihn befragt, wie er sich benehmen müsse, wenn er einen Freund von den schmachvollen Liebeshändeln seiner Frau benachrichtigen wolle, der davon keine Ahnung habe. Der langen Rede kurzen Sinn augenblicklich fassend, erwiderte der Herzog: „Wenn der Beleidigte wirklich ein Freund des Edelmannes ist, so darf er ihn von den Liebeshändeln seiner Frau gar nicht benachrichtigen, sondern muß seines Freundes Schmach selbst rächen an der Frechheit des Galans. Jede Benachrichtigung ist eine neue Schmach für den Ehemann. Ich habe, Gott sei Dank! eine Gemahlin, für deren Ehre ich nicht Sorge zu tragen brauche, sollte sie aber sich dem Laster ergeben, und ein Freund wollte

mich davon benachrichtigen, so würde ich diesem unklugen Freunde mit dem Schwerte danken!"

Damit schlug der Herzog an's Schwert, Bassompierre aber, selbst ein tapferer Mann, wußte diese Worte zu würdigen, er dankte für den guten Rath und benachrichtigte die Brüder. Als die von Lothringen das vernahmen, hat Herzog Carl von Mayenne geschworen, daß die Schmach seines Bruders die nächste Nacht nicht überleben solle, und hat sofort einem Bürgersohne von Nancy, dessen Vater ein Bastard von Guise gewesen, seine Befehle gegeben.

Dieser Mann war, so zu sagen, der heimliche Nachrichter der Guisen; wollten sie einem ihrer Gegner an's Leben, so gaben sie diesem, ihrem unächten Vatersbruder, ihre Befehle und dieser setzte sie mit eben so viel Kühnheit, als Rücksichtslosigkeit in's Werk, wozu er sich stets so viele rüstige Knechte aus dem Lehnsgefolge der Herzöge auswählen mochte, als er nöthig zu haben glaubte. Sonst war dieser Anton la Pechereſſe kein unebner Mann, wohlgebildet und gut unterrichtet.

Sein Großvater war gewesen Herr Claudius von Lothringen, Herzog von Guise und Herr von

Joinville, der hatte sich in ein schönes Fischermädchen verliebt und fuhr öfter zur Nachtzeit vom Schlosse zu Joinville ab an das andere Ufer, um die Liebe in der Fischerhütte zu finden. Da er nun eines Abends auch hinüber kam, da fand er die rauhen Wände der Fischerhütte mit köstlichen Tapeten behängt, den Estrich mit weißen Decken belegt, Wachskerzen brannten auf silbernen Leuchtern, Arabiens Wohlgerüche dampften in silbernen Schalen und das Fischermädchen war gekleidet in Goldstoff mit Perlen und Edelsteinen. Da erkannte Herr Claudius die Großmuth, mit welcher seine edle Gemahlin, Antonia von Bourbon, die Tochter des königlichen Grafen Franz von Vendôme, seine Untreue strafte; ist zur Stunde reuig geworden und seiner Gemahlin treu geblieben von da an. Ueber das Portal des Schlosses Joinville hat er schreiben lassen: „La et non plus", wollte damit ausdrücken, daß er hier im Schloß und nirgend sonst wo seine Liebe fände. Das Fischermädchen aber ist als eine reuige Sünderin in's Kloster gegangen, nachdem sie ein Knäblein geboren und die Herzogin Antonia hat das Knäblein aus der Taufe gehoben und es nach ihrem Namen Anton genannt,

die Mutter aber hat ihm den Namen la Pechereſſe beigelegt, damit er ſich ſtets daran erinnere, daß er das Kind der Sünderin. Iſt ſein Lebenlang ein demüthiger Mann geblieben, der erſte Anton la Pechereſſe, und iſt ein ehrſamer Bürgersmann zu Nancy geworden; in ſeinem Sohne aber, dem zweiten Anton la Pechereſſe, gewann das heiße ſtolze Guiſenblut die Oberhand über das milde des Fiſchermädchens, wie er denn auch dem Herzog Claudius, ſeinem Groß-vater, gewaltig ähnlich ſah. Er hatte geiſtlich ſtudirt, jedoch nie die Weihen genommen, dann aber den Guiſen, beſonders dem Cardinal Louis gedient, und war bei ihnen zu großem Anſehen und Vertrauen gekommen.

Dieſer Mann nun, den Caſtelluz ſchon früher kennen gelernt hatte, der mit ihm auf gutem Fuße ſtand, weil er die Königin Louiſe als eine Couſine der Guiſen verehrte, indem ihr Vater Graf Nicolaus von Vaudemont, Herzog von Mercoeur, doch ein Prinz von Lothringen, obwohl anderer Linie war, machte dem Capitain-Lieutenant einige Tage nach ſeiner Ankunft in Paris ſeinen Beſuch, wie er das immer zu thun pflegte. Ueberhaupt hatte ſich Caſtelluz,

seit er die Leibwachten der Königin führte, immer friedlich zu den Lothringern zu stellen gewußt, weil sie doch die Vettern seiner Königin und sehr mächtige Herren waren. Dabei war er dem bewährten Rath des trefflichen Schönberg gefolgt, der zwar ein politischer Gegner der Guisen war, aber stets freundlich mit ihnen verkehrte. Die Guisen aber achteten den brandenburgischen Junker, weil er der Königin, ihrer Cousine, so treu diente, sie stets gegen die Mignons in Schutz nahm, und neuerdings auch, weil er es verschmäht hatte, ihre andere Cousine, die Gräfin Chastange von Hautemarie, zu heirathen. Dieses Letztere hatte der Bastard von Angoulème stark zur Geltung gebracht bei den Lothringern zu Gunsten unseres Helden.

Anton la Pecheresse hatte nun bei seinem Besuche ziemlich derb gescholten auf die Mignons und heftige Drohungen namentlich auch gegen den Grafen von St. Megrin ausgestoßen, wie das seine rücksichtslose Weise war, Castelluz aber, der die Verhältnisse genau genug kannte, war danach überzeugt, daß die Guisen an diesem Tage noch Rache an dem Günstling des Königs nehmen würden. Wenn An-

ton la Pecheresse von einem Feinde der Guisen wie von einem Todten sprach, dann mußte dessen Tod wenigstens ganz nahe sein. Uebrigens nannte bei solchen Aufträgen dieser unächte Sproß nie die Namen seiner hohen Verwandten, er nahm Alles auf sich, er handelte stets nur in persönlicher Feindschaft; daß ihn die Guisen nachher immer in ihren mächtigen Schutz nahmen, versteht sich von selbst.

Castelluz, obgleich ihm der Graf von St. Megrin gleich allen Mignons verhaßt war, konnte sich doch nicht entschließen, ihn ungewarnt in den Tod rennen zu lassen, zumal, da der junge Mann durchaus den Einfluß nicht auf den König hatte, wie ihn noch bis zu dem Abend, da er Vorleser gewesen war, Joyeuse und Epernon und früher Andere gehabt hatten; wie denn überhaupt die Mignonherrschaft sichtlich ihr Ende erreicht hatte.

Eine Warnung an den Grafen selbst würde gar nichts bewirkt haben, St. Megrin hätte ihn nur ausgelacht; wie das Eisen vom Magnet, so wurden diese jungen Tollköpfe von der Gefahr unwiderstehlich angezogen.

Castelluz ließ den Kämmerling Vivès zu sich

bitten, einen alten Diener des Hauses Valois, der seinen König aufrichtig liebte und ihm nicht selten Nachrichten gegeben, welche der Königin nützlich waren; diesem theilte er sich mit und der Greis erklärte sich bereit, den König von der Gefahr seines Mignons in Kenntniß zu setzen.

Als nun am Abend der Capitain-Lieutenant wie gewöhnlich den Nachtgruß der Königin in das Schlafgemach des Königs brachte, saß Heinrich mit dem Grafen beim Würfelspiel allein und Castelluz tröstete sich mit dem Gedanken, daß er den jungen Mann gerettet habe, für heute wenigstens, denn er zweifelte nicht daran, daß der König denselben im Palast behalten werde.

Das war auch des Königs Absicht gewesen, Castelluz erfuhr durch Vivès, daß Heinrich alle seine Beredtsamkeit aufgeboten habe, um ihn zurückzuhalten, daß aber weder Bitten noch Vorstellungen etwas über den hochfahrenden Trotz des Grafen vermocht hätten. „Wenn sie es wagen, mich anzufallen, so werde ich diesen Eunuchen zeigen, daß sie an einen Mann gerathen sind!“

Mit diesen Worten hatte der Unsinnige den

König verlassen, vergebens hatte der König die Hände nach ihm ausgestreckt und ihm befohlen zu bleiben.

In der Halle des Louvre hatte der Graf sein gewöhnliches Gefolge gefunden, den Pagen, der ihm die Fackel vortrug und vier gut bewaffnete Diener. Kaum hatte er den Hof verlassen, so brachte der Huissier einen Befehl des Königs an die Schloßwache, sofort mit zwanzig Mann dem Grafen zu folgen und ihn nach Hause zu geleiten. Das geschah mit aller Eile, aber es war doch schon zu spät, denn nicht zehn Schritte vom Thor des Louvre fiel Anton la Pecheresse mit einer Bande Bewaffneter über den Grafen her; der unglückliche Page starb zuerst, gewaltig war des Grafen Gegenwehr, man mußte zugeben, daß die Guisards an einen Mann gerathen waren, denn als die Leibwachten anrückten und die Mordbande vertrieben, fand man drei Todte und vier schwer Verwundete neben dem todten Pagen und dem halbtodten Grafen, der aus acht Wunden blutete und seinen Geist unter den Händen der Leibwachten aufgab. Sie konnten nur die Leiche nach Hause bringen.

Das Aufsehen war groß, nur die Herren von

Lothringen sprachen kein Wort darüber und gleich ihnen schwieg König Heinrich III.; da erschraken alle Gegner der Guisen, wenn der König selbst nicht mehr wagte, seines Freundes Mord auch nur an untergeordneten Werkzeugen zu strafen, wer sollte dann noch die Hand aufheben gegen den Uebermuth der Lothringer?

Einige Zeit danach suchte Castelluz eines Abends den Schönberg auf, um ihm die nähere Nachricht von dem Siege zu bringen, den der Herzog von Joyeuse bei Saint-Eloi in Guyenne über die Hugenotten davongetragen. Der Graf von Nanteuil war schon durch de Thou unterrichtet und empört, daß der Sieger fünfzehnhundert Mann, die sich ergeben hatten, mit kaltem Blut hatte niederhauen lassen.

„Es ist aus mit dem Hause Valois, vorbei mit dem Königthum Heinrichs, er hat sich den Lothringern ergeben, wir müssen dem Herzoge von Guise als einem Majordomus huldigen!“

„Ich glaube nicht,“ sagte Castelluz kalt zu dem zornigen Landsmann.

„Hört ein Mal, Klützow, ich will Euch mal was sagen,“ fuhr der Schönberg ganz sächsisch heraus,

„Ihr seid ein Narr, ein ganzer Narr, ein doppelter, ein dreifacher Narr, weil Ihr Euch immer noch auf Eure Königin verlaßt; ich sage Euch, die große Catharine ist alt geworden, sehr alt, sie kann wohl noch Ränke spinnen, aber zu einer großen That versagt ihr die Kraft. Dann verlaßt Ihr Euch wieder auf die junge Königin, die Jugend zählt aber auch schon dreißig Jahre und dieses arme Schaf Gottes wird nie einen Dauphin haben, endlich wollt Ihr Euch gar auf diesen König verlassen, dem in seiner Verkehrtheit gar nicht zu helfen ist."

Castelluz lächelte, denn nicht er, sondern Schönberg hatte sich auf diese drei verlassen, er stritt aber niemals mit dem trefflichen Mann, sondern erzählte ruhig: „Einige Zeit nach der Ermordung des Grafen von St. Megrin —"

„Ein tapfrer Junge, der thut mir leid!" warf Schönberg ein, der immer Mitleid und ohne Unterschied der Partei hatte.

„— reichte mir der König in der Königin Antecamera, als er mit Guise und Mayenne zur Königin ging, eine goldene Medaille mit seinem Bilde und flüsterte —"

„Flüsterte!" schrie Schönberg, „da habt Ihr's, er flüsterte, ein König soll nicht flüstern, warum flüsterte er? weil er sich vor dem langen Kerl, dem Guise und dem fetten Kerl, dem Mayenne, fürchtete!"

„und flüsterte mir zu —" erzählte Castelluz weiter, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen — „behaltet mein Bild zum Andenken an eine treu gemeinte Warnung, wenn sie auch nicht zu retten vermochte! so sagte der König!"

„Und warum vermochte sie nicht zu retten?" schalt Schönberg, „weil er kein König war, warum befahl er nicht, statt zu bitten?"

Der Sachse war ernsthaft böse, der Brandenburger ließ sich nicht stören und erzählte weiter: „vor einigen Tagen, als ich den Nachtgruß meiner gnadenreichen Königin brachte —"

„Alberne Posse," brummte Schönberg, „schöne Eheleute das!"

„— zeigte mir der König eine Zeichnung; es war der Entwurf zu einem Grabmal, welches der König in schwarzem Marmor ausführen und auf dem Grabe des Grafen von St. Megrin in der Kirche Saint Paul aufstellen lassen will!"

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte Schönberg und wischte sich eine Thräne aus den Augen, „da stehen schon die drei Denkmäler des tapfern Ludwig von Maugiron und des Grafen von Quelus, des Jacob von Levis, die in dem verfluchten Duell fielen, in dem auch mein junger Bruder Georg den Tod fand, anno 78!“

„Gestern,“ fuhr Castelluz fort, „sagte die Königin-Mutter zu mir, „unser Sohn ist auf dem rechten Wege, wenn Valois auch mit ihm ausgeht, er wird das Königthum von Frankreich retten! das sagte die Königin Mutter!“.

Schönberg stützte die Stirn mit der Hand und fragte leise: „was macht Ihr für Schlüsse daraus? die Medaille, die Zeichnung, die Worte der alten Catharine, seht Ihr da einen Zusammenhang? ich sehe keinen!“

„Vielleicht irre ich mich,“ meinte Castelluz bescheiden, „aber mir will es so vorkommen, als ob König Heinrich drauf und dran sei, das französische Königthum durch Erfüllung seiner Rache an den Guisen zu retten!“

Schönberg sah dem Capitain-Lieutenant eine

Weile starr in's Gesicht, dann sagte er ehrlich: „Ich verstehe Euch nicht!"

„Dann muß ich Etwas aussprechen, was ungeheuer ist, erlaßt mir's!" bat Castelluz.

Der Graf von Nanteuil sprang auf.

„Er wagt's nicht! er wagt's nicht!" rief er und war sehr bleich geworden.

„Ich sage Euch, er wagt es, ich sage Euch, er lebt nur noch von diesem Gedanken!" beharrte Castelluz.

„Dann begreife ich sein Benehmen!"

Schönberg setzte sich wieder auf seinen Platz.

„Und wir?" fragte er nach einer Weile.

„Wir wissen ja nichts, ich habe ja nur Vermuthungen!" lehnte Castelluz ab.

„Und die Königin-Mutter?" fragte Schönberg wieder.

„Ich glaube, es ist ihr Plan, das heißt, ich vermuthe es!"

„Geht zum Teufel mit Euren Vermuthungen!" rief Schönberg in großer Aufregung, „ziert Euch nicht, was ein Kerl wie Ihr vermuthet, ist für mich sicher!"

„Dann laßt es aber auch sicher unter uns Beiden bleiben!" mahnte Castelluz.

„Nicht Ravignan? nicht de Thou?"

„Es muß zwischen uns Beiden bleiben," erklärte Castelluz entschieden, „de Thou, wie Ravignan, ich schätze die Beiden als Ehrenmänner, sie sind nicht immer vorsichtig gegen ihre Freunde und Beide haben Freunde, denen ich nicht recht traue. Vergeßt nicht, mein theurer Graf, daß ich nur Vermuthungen habe!"

„Und kann ich denn gar nichts thun?" fragte Schönberg, dem die Unthätigkeit so gewaltigen sich vorbereitenden Ereignissen gegenüber unerträglich schien.

„Hier in Paris kann und wird nichts geschehen, Ihr begreift das," erklärte Castelluz nach einigem Besinnen, „wenn aber das Hoflager nach einer andern Stadt verlegt wird und wenn Euch der Vorwand dazu auch noch so triftig scheint, dann sucht, so weit das ohne Aufsehen geschehen kann, Eure schwarzen Reiter so stark als möglich an den Hof heranzuziehen. Vielleicht ertheilt Euch der König Befehl dazu, aber ich glaube es nicht; Dank wird er Euch nachher in jedem Falle wissen!"

„Im Falle des Mißlingens?" fragte Schönberg.

„Ihr habt mich doch nicht ganz verstanden, wenn Ihr ein Mißlingen für möglich haltet," entgegnete

Castelluz gepreßt „und nun will ich Euch sagen, was ich nicht vermuthe, sondern was ich weiß, was aber auch sicher zwischen uns Beiden bleiben muß: König Heinrich III. steht seit Wochen schon in einem Briefwechsel mit König Heinrich von Navarra!“

Schönberg lächelte.

„Oh,“ rief Castelluz, „ich meine nicht jene Briefe, welche de Thou von dort bringt und hier empfängt, die sind so zu sagen für die Oeffentlichkeit, ich meine einen Briefwechsel, von welchem außer den beiden Königen nur die Königin-Mutter weiß!“

„Und Ihr?“ setzte Schönberg hinzu.

„Ich weiß es, weil mir die Königin-Mutter befohlen hat, Euch davon in Kenntniß zu setzen und Euch den Hauptinhalt dieses Briefwechsels mitzutheilen. Ich soll Euch sagen, daß König Heinrich III. entschlossen ist, seinen rechten Erben, den König von Navarra, als seinen Nachfolger anzuerkennen.“

„Und warum mir allein diese Kunde?“ forschte Schönberg mißtrauisch.

„Diese Berücksichtigung verdankt Ihr lediglich den schwarzen Reitern; ich habe allerdings die Königin darauf aufmerksam gemacht, daß für die erste

Aufregung, wenn das bekannt wird, eine Truppe unter einem zuverlässigen Führer zum Schutze des Königthums zur Hand sein muß, unter einem Führer, der durch die Ereignisse nicht überrascht sein darf!"

„Brandenburger, Brandenburger," warnte Schönberg, „Du bist ein tapfrer Mann und läßt Dich auf hohes Spiel ein!"

„Meißner, Meißner," entgegnete Castelluz zwischen Scherz und Ernst, „ich spiele ein Spiel, welches Ihr schon öfter gespielt habt; laßt's gut sein, mein theurer Graf, ich diene meiner gnadenreichen Königin und helfe dabei meinen Freunden, so weit ich kann, übrigens gar nicht so uneigennützig, denn bedarf ich ihrer Hülfe zu meiner Königin Dienst, so werde ich gar nicht blöde sein!"

„Also habt Ihr wirklich nur die Königin, Brandenburger, nichts als die Königin?" fragte Schönberg.

„Nichts als die Königin, wirklich nichts weiter!" betheuerte Castelluz, „dünkt Euch denn das so wenig?"

„Seltsam, seltsam, ich darf und kann Eure Aufrichtigkeit nicht in Zweifel ziehen, mein Sohn, aber gebt mir zu, daß es seltsam ist, wenn ein brandenburgischer Junker, ein Protestant nach Frankreich

kommt, lediglich um einer katholischen Königin zu dienen, eine katholische Königin zu schützen und zu schirmen!"

„Ich bin nicht deshalb nach Frankreich gekommen, Herr Graf," versetzte Castelluz ruhig, „Ihr wißt selbst gut genug, was ich anno 1579 und in den Jahren nachher für hochfliegende Pläne hatte, ich wollte Reichthum und Ruhm in Fülle gewinnen, ich wollte, wie Ihr, ein rühmlicher Feldherr, wie Ihr Graf, so wollte ich Herzog werden; ich wollte ein neues Herrengeschlecht in diesem Lande gründen, wie Ihr es gethan habt. Ihr seid hier gestiegen durch deutsche Treue, mit deutschem Muth und deutscher Kraft, Ihr seid mein Vorbild gewesen, Caspar von Schönberg! Ich bin so unbescheiden, von mir zu glauben, daß ich's erreicht hätte, wenn mir nicht grade eine Eurer Eigenschaften ganz gefehlt hätte!"

„Und welche Kleinigkeit war denn das, welche Euch fehlte, mein lieber Klützow?" sagte der Schönberger, ganz naiv die Genugthuung über des jüngern Freundes Worte zeigend.

„Mir fehlte Euer Glück, Herr Graf von Nanteuil!" bekannte Castelluz.

„Mein Glück?"

Offenbar hatte der General-Obrist grade diese Antwort nicht erwartet.

„Ja, Euer Glück," fuhr der Capitain-Lieutenant fort, „denn Ihr hattet das Glück, ein edles Weib zu finden und zu gewinnen, und weil Ihr solches Glück erst erstreben, danach ergreifen, fassen und halten durftet, darum ist Euch Alles Andere danach auch gelungen. Mein edler Freund, was ist für mich Reichthum, Macht, Ehre, Ruhm, Titel und Würde, wenn ich das Alles nicht für eine Familie erwerben, wenn ich das nicht Kindern und Kindeskindern nachlassen kann?"

„Ihr habt eine schwere Enttäuschung erfahren, mein Sohn," tröstete Schönberg gutmüthig, „aber Ihr werdet das überwinden, Ihr seid so jung, noch nicht dreißig Jahr alt, und jetzt schon könntet Ihr um die Hand von Töchtern aus großen Familien werben, ich könnte Euch Namen nennen, auch wenn Ihr Protestant bleibt."

„Nein, mein edler Freund," erwiderte Castelluz trübe, aber entschieden, „ich bin ein verzweifelter Spieler gewesen, ich habe mein ganzes Herz auf

einen Wurf gesetzt und ich habe verloren; niemals, niemals wieder werde ich ein Weib lieben, ich werde keine Familie gründen, ich werde keine Kinder, keine Nachkommenschaft haben, und mein Name wird nicht fortleben in diesem Lande."

Schönberg wollte reden, Castelluz aber ließ ihn nicht dazu kommen und rief schneidend: „ein Wort wird Euch überzeugen; ich liebe das verbrecherische Weib immer noch, ich liebe Chastange trotz ihrer Verbrechen, ich liebte sie als sie mich mit Feuer marterte, ich werde sie immer lieben, und meine Liebe zieht besudelt und befleckt in einem Joch mit Verachtung und Ekel, mit Haß und Abscheu!"

„Das ist Thorheit!" eiferte der General-Obrist, aber er hatte zugleich doch die Ueberzeugung, daß in solcher Thorheit doch ein Stück Mannhaftigkeit lag, was sehr achtungswerth.

„Ihr nennt das Thorheit," sprach Castelluz langsam weiter, „ich weiß es selbst kaum anders zu nennen; aber meine Lippen sind befleckt und durch meine Schuld befleckt; als ich Rache übte an Chastange, statt die Rache Gott anheimzustellen, habe ich mich vom Weibe geschieden, ich darf kein Weib mehr

lieben, ich kann die Weiblichkeit nur besudeln. Damit ist es aus, edler Freund! Laßt mich meiner Königin dienen, das Volk dieser Stadt nennt mich jetzt schon kurzweg den Capitain der Königin, ich höre das gern, das Volk hat einen seltenen Instinct in solchen Dingen, es fühlt schon heraus, daß ich nichts bin, als der Capitain der Königin und, daß ich nie etwas anderes sein werde!"

„Verzeiht, mein Sohn!" nahm der General-Obrist kopfschüttelnd das Wort, „mir will's nicht in den Sinn; ich glaube Euch, daß Ihr niemals wieder ein Weib lieben werdet, obwohl es mich herzlich freuen sollte, wenn Ihr darin, früher oder später, anderer Meinung würdet; ich begreife, daß Einer, der in Eurer Lage ist, in's Kloster geht, denn der setzt sich Gott selbst statt der Creatur als Ziel der Leidenschaft; ich begreife, daß Einer dem Weibe absagt und dann nur noch dem Könige oder seinem Bekenntnisse dient, aber ich begreife nicht, daß ein Herr von Eurem Geist, von Euren Gaben sich daran genügen lassen kann, der Schirmvoigt einer Dame zu sein, selbst wenn die Dame eine so tugendreiche Königin ist wie Louise von Vaudemont!"

„Mein edler Freund," entgegnete der Capitain-Lieutenant sehr ernst, „hätte ich vor hundert Jahren gelebt, so würde ich zweifelsohne in's Kloster gegangen sein, Luthers Lehre hat mir einen besseren Weg gezeigt. Gott hat mich auf diesen meinen Posten gestellt, darauf will ich bleiben und in aller Weise meine Pflicht thun als ein treuer Mann bis an's Ende. König und Königthum sind hohe Güter und große Titel, aber was ist mir, dem brandenburgischen Junker, dieser französische König? dieses französische Königthum? Dieser König und seine Nachfolger am Königthum werden nicht die Könige einer Nachkommenschaft von mir sein. Soll ich aber heimgehen in's Vaterland, dem Kaiser oder meinem brandenburgischen Kurfürsten zu dienen? Bei Gott, ich thäte es gerne, aber Ihr wißt ja selbst, welchen Ueberschuß an Männern das Vaterland hat. Meiner Familie bin ich entfremdet, der einzige treue Verwandte, den ich hatte, ist todt, Gott segne ihm alle Gutthat, die er mir erzeigt, an seiner Nachkommenschaft und lasse sie grünen und blühen bis in die spätesten Tage! Ich habe keinen Besitz daheim, ich könnte nur meinem Kurfürsten ein lästiger Kostgänger sein. Nein,

edler Schönberg, seht mich nicht so traurig an, glaubt mir, wenn König und Fürst und Vaterland hohe Güter sind, so sind Ehre und Treue nicht minder edle und große Gaben und mit nichten ist der unglücklich, der Ehre und Treue übt in seinem Amt zum ritterlichen Schutz einer unglücklichen Königin!"

Die beiden deutschen Männer auf französischer Erde reichten sich die Hand; sie hatten sich nun verständigt, und wollte dem von Schönberg auch nicht Alles einleuchten, was der Klützow sagte, er fühlte sich doch mächtig bewegt durch den markigen Ton, durch den Hauch ächt ritterlicher Gesinnung, der aus der Rede und aus dem Wesen des Capitain-Lieutenants ihn anwehete.

Der Großfalkenmeister von Ravignan trat ein, anscheinend länger und hagerer, bleicher und finsterer, als sonst.

„Graf Nanteuil, gebt mir das Zeugniß, daß ich nicht gejubelt, sondern getrauert habe, als Ihr mir gestern von dem Sieg des jungen Joyeuse bei St. Eloi über die Hugenotten berichtet, ach! Gott meines Gottes! die Hugenotten sind ja doch auch

Franzosen und sie zählen in ihren Reihen eine solche Menge der trefflichsten Edelleute! Giebt es denn gar kein Mittel, diesem unglücklichen Lande, das aus so viel tausend Wunden blutet, endlich den Frieden wiederzugeben?"

Der alte Herr schien die Beute tiefster Bekümmerniß; erwartungsvoll schauten ihn die Andern an.

„Die Hugenotten zählen mich zur Partei der Lothringer," fuhr er fort, „weil ich ein katholischer Christ bin, und die Guisards schelten mich einen Parpaillot, weil ich nicht vergessen kann, daß die von der angeblich verbesserten Religion auch Franzosen sind. Ich bin kein Guisard, ich bin kein Parpaillot, ich bin nur ein französischer Edelmann, der leider nicht Macht genug hat —"

Der alte Mann schwieg plötzlich stille, dann sagte er hastig: „Verzeiht, Ihr Herren und Freunde, Ihr müßt mich für einen Narren halten, aber es ist auf's Neue ein wüthendes Schlachten gewesen; schon wieder ist französisches Blut in Strömen geflossen. Herr de Thou, der zu mir kam, weil er Euch bei mir vermuthete, Herr General-Obrist, hat so eben auf meine dringende Bitte Paris verlassen, weil ich

überzeugt bin, daß er als ein bekannter Freund des Bearners hier seines Lebens nicht mehr sicher ist vor dem Grimm der Sechszehner!"

„Aber zum Teufel, was ist denn geschehen?" schrie der Schönberg ungeduldig.

„Der König von Navarra", sagte der Großfalkenmeister kurz, „hat den Herzog von Joyeuse bei Coutras überfallen und ihn mit seiner ganzen Heerschaar zusammengehauen. Der Herzog selbst todt, mein treuer Lenoncourt todt, der streitbare alte Held Graf Rhetel todt, Aumont todt, Severac todt, Armenonville, Clauserets, de la Marche, der junge Vienne todt, Alle todt, die Blüthe des katholischen Adels gefällt, gemäht wie Heu; die kleine Gentilhommerie aus Bearne, Navarra, Gascogne ließ ihre Rosse bis an die Fesseln in Blut treten. Der furchtbare Theodor Agrippa von Aubigné, der den ersten Angriff gethan, hatte die Parole: „Bluthochzeit!" ausgegeben, Niemand hat Pardon erhalten. Der Ansturm seiner sechszehn Geschwader ist so gewaltsam gewesen, daß der Widerstand des überfallenen Vortrabs ihn auch nicht ein Mal zum Stehen gebracht hat; die Katholischen sind sofort völlig nieder-

geritten und dann erst niedergehauen worden. Jetzt hat unser König keine Hülfe mehr, keine Truppen, er ist gänzlich in die Hand der Lothringer gegeben!"

„Da irrt Ihr denn doch, Herr Großfalkenmeister," sagte der General-Obrist ruhig, „der König hat noch viertausend schwarze Reiter, mit denen der Schönberg ihm überall freie Hand sichert!"

„Ich habe die gebührende Achtung vor Euren schwarzen Reitern, Herr General-Obrist," entgegnete Herr von Ravignan, „aber es sind fast lauter Protestanten!"

„Meine Reiter sind des Königs in Frankreich Reiter," versetzte Schönberg, „sie werden überall ihre Ehre und Treue zu wahren wissen!"

„Die Prophezeiungen des Königs in jener Nacht fangen schon an, sich zu erfüllen!" warf Castelluz düster hin.

In dem Augenblick aber erschütterte ein dröhnender Klang die Luft so gewaltig, daß die drei Männer zusammenschraken, dann aber auf ihre Füße sprangen.

„Die Glocke von Notre-Dame!" rief der Großfalkenmeister schneebleich.

„Sie läuten Sturm, die Nachricht von der Niederlage ist ausgekommen, horch! die Glocke von Saint Jacques!“ setzte Schönberg hinzu.

„Nach dem Louvre! nach dem Louvre!“ rief Castelluz und stürzte hinaus.

Graf Nanteuil sprang zum Fenster, schlug eine Scheibe ein und schrie mit Donnerstimme in den Hof: „Alle Gensdarmes aufsitzen, führt mein Pferd vor!“

Er waffnete sich in Eile.

Der Großfalkenmeister war dem Castelluz auf dem Fuße nachgeeilt und hatte ihn, Dank seinen gewaltig langen Beinen, bald erreicht; neben einander liefen sie dahin, sie erreichten die Seinebrücke, ohne aufgehalten zu werden, denn sie begegneten nur Einzelnen, die bewaffnet waren, die Kunde der katholischen Niederlage war noch nicht in die Massen gedrungen.

Erschrecken und Neugierde überall, die Furie aber war noch nicht entfesselt. Jenseits der Brücke war's noch ruhig, die Glocken von Saint-Germain l'Auxerrois hatten noch nicht gesprochen.

Als die Beiden den Louvre erreichten, ließ soeben der Graf von Tiffauges die Leibwachten des

Königs, so wie die berühmten Fünfundvierzig in's Gewehr treten und alle Ausgänge doppelt besetzen. Castelluz that sofort ein Gleiches mit der Garde der Königin und schickte den Großfalkenmeister zur Königin-Mutter, seinen Christian aber zu den Ställen seiner Reiter, die ganz in der Nähe waren.

Jetzt begann auch die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois zu heulen und mischte ihre dröhnenden Schläge mit dem Getöse, das über die Seine herüber scholl.

Als Castelluz seine inneren Posten gewahrt hatte, begab er sich auf den Ehrenhof; hier hielt nur eine schwache Abtheilung der Königlichen Leibwachten zu Pferd, aber mit jeder Minute verstärkte sich die Schaar der Edelleute, die, von bewaffneten Dienern geleitet, zu Fuß oder zu Pferd herbeieilten, um den König zu vertheidigen. Niemand wußte etwas, aber die Meisten glaubten, daß die Herren von Lothringen die Sechszehner unter die Waffen gerufen hätten, um den König gefangen zu nehmen.

Jetzt schmetterten Trompeten, der General-Obrist der schwarzen Reiter ritt ein mit einer starken Schaar dieser deutschen Eisenfresser. Christian sprengte her-

ein, des Castelluz Schlachtroß am Zügel, und gleich darauf schmetterten wieder Trompeten und unser Held hielt vor der Front der Leibwachten der Königin.

Der Hof füllte sich ganz; die großen Herren erschienen in Menge mit ihrem Lehnsgefolge.

„Es ist Keiner von den Herren von Lothringen hier und auch Keiner von ihrem Anhang!“ sagte der Schönberg, an Castelluz heranreitend.

„Wo ist der König? der König!“ fragten mehrere Stimmen.

Der König lag knieend vor dem Betpult und weinte um den Tod des Herzogs von Joyeuse, der ihm kurz zuvor gemeldet worden war. Vergeblich klopfte die Königin-Mutter an die verschlossene Geheimthür, da erschien endlich die Königin Louise in der Antecamera und befahl den Huissiers, zu öffnen. Diese, die auf Befehl des Königs alle Herren abgewiesen hatten, wagten es doch nicht, der Königin Widerstand zu leisten. Einige Minuten später trat Heinrich III. mit den beiden Königinnen in den Spiegelsaal hinter den Balcon, wo die großen Herren und hohen Hofbeamten zahlreich versammelt waren; der König glich einer wandelnden Leiche.

„Was bedeutet dieser Tumult, Herr von Brissac, Ihr seid Gouverneur von Paris? Wer wagt es, Sturm läuten zu lassen?"

Des Königs Stimme war heiser, fast erloschen.

Der alte Marschall verneigte sich tief, sagte dann aber ganz laut: „Sire, meine Compagnieen liegen auf dem blutigen Felde bei Coutras; Arsenal und Bastille habe ich gesichert und nun bin ich hierher gekommen, um mit meinem Könige zu sterben!"

„Wer redet von Sterben? welche Gefahr droht uns? wer wagt es?" rief die Königin Catharine, und als ob der Frage die Antwort folge, so donnerte es plötzlich von unten herauf aus viel tausend Kehlen zugleich: „Lorraine, Lorraine!"

„Die guten Vettern von Lothringen scheinen uns mit zahlreichem Gefolge zu besuchen!" sagte der König; seine Lippe zuckte und ein Blitz schoß aus seinen Augen.

„Lorraine! Lorraine! nôtre dame de Lorraine! place à la bannière!" heulte es unten wild durcheinander. „Lothringen! Unsere liebe Frau von Lothringen! Platz für's Banner!"

Plötzlich schwieg das entsetzliche Geheul, es

schwieg das Sturmgeläut, einzelne Glocken nur schlugen noch an, dann schwiegen auch diese; unten aber ritt ein hoher, stattlicher Reitersmann in den Ehrenhof ein, von etwa dreißig Edelleuten begleitet, Niemand hielt ihn auf, aber Niemand grüßte ihn. Er stieg vor der Rampe langsam vom Pferde, das Gleiche thaten Zwei von seinem Gefolge, mit denen trat er in's Schloß, ungehindert ließen ihn die Wachen passiren.

„Der Herr Herzog von Guise!" rief oben der Huissier in den Spiegelsaal.

Einige der Herren rissen ihre Schwerter aus der Scheide, der König selbst legte die Hand an den Schwertgriff.

„Halt' an Dich, mein Sohn!" flüsterte Catharine dem König zu, „der Cardinal ist nicht mit hier und wir müssen sie Beide haben, sonst haben wir nichts, und wir sind in Paris!"

Der Herzog kam langsam heran, er ließ seine feurigen Augen über die Versammlung schweifen, er begegnete wilden Drohblicken genug, aber er blieb kalt und ruhig.

Mächtig und stolz stand er einen Augenblick vor dem Könige, ein Held vor einem Weichling, dann verneigte er sich tief.

Aber der Weichling zeigte keine Furcht vor dem Helden, ungeduldig und scharf sagte er! „Nun, was soll das, Herr von Guise?“

„Sire,“ antwortete der Herzog, „das gute Volk von Paris schließt sich der Trauer seines Königs über die Niederlage von Coutras an, wo so viele gute Katholiken den Tod gefunden haben!“

„Unser gutes Volk von Paris hat eine etwas seltsame Weise!“ sagte der König kalt, „und Ihr habt die Trauerglocken dazu läuten lassen, mein guter Vetter von Lothringen?“

„Dieses gute Volk von Paris ist etwas lebhaft,“ entgegnete der Herzog, „aber es ist kein Grund zur Befürchtung, ich habe den Leuten bereits befohlen, das Geläut einzustellen und nach Hause zu gehen!“

„Und gehorsam ist das Geläut eingestellt, gehorsam ist das gute Volk nach Hause gegangen, der König kann ruhig schlafen gehen, denn sein gutes Volk gehorcht dem Herrn Herzog von Guise!“

Heinrich III. lachte heiser.

Der Herzog hielt sich zurück, er war sich der Gefahr seiner Lage bewußt und begnügte sich mit

der Bemerkung, daß das gute Volk nur einige offenkundige Parpaillots verfolgt habe.

Der König wendete sich ab, wahrscheinlich entsann er sich der Worte seiner Mutter, Catharine aber faßte des Herzogs Hand und zog ihn, lebhaft sprechend, in eine Fensternische.

Draußen aber war wirklich, wie auf ein Zauberwort, vollkommene Ruhe eingetreten und als eine Viertelstunde etwa danach der Herzog von Guise mit seinen Edelleuten davonritt, war der Ehrenhof bis auf die Leibwachten leer.

Freilich wurde der Herzog von den Bürgern überall im Vorbeireiten enthusiastisch begrüßt, was er stets mit großer Herablassung und Freundlichkeit erwiderte, aber das war ja immer der Fall.

Der Tag aber hatte dem Könige den Beweis geliefert, daß in Paris der Herzog mächtiger war als er; diesen Beweis hatten die Guisen ihm geben wollen und das war ein Fehler, der sich nicht wieder gut machen ließ.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des zweiten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Der Capitain der Königin Roman in drei Büchern

Bd.: 2. Band

Berlin 1872

P.o.germ. 1902 y-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11015755-3